Tenger

M. Tenger's Romane und Erzählungen.

Die Papiere des Kaplans.

Roman

von

Mariam Tenger,

Verfasserin von „Sophie von Hohem", „Bischof und König", „Das Fest auf Arpadvar", „Drei Cassetten".

I. Band.

Berlin.
Wedekind & Schwieger (C. Kempke).
1876.

Die Papiere des Kaplans.

1.

Der erste Freund.

In rasender Eile, weil arg verspätet, brauste der Zug, der von Norden kam, daher. Zwei Stationen vor T.., wo er sich aus dem Flachland in das Berggeschiebe hinein zu winden begonnen, hatte eine Entgleisung stattgefunden. Doch war, bis auf eine heftige Erschütterung und den momentanen Schreck der Reisenden, Alles glücklich abgelaufen; so glücklich, daß die von der Hitze des Tages und der noch heißeren Arbeit erschöpfte Zugbedienung jetzt die schlafenden Insassen der Wagen erst wecken mußte. Es geschah dies in gewohnter Weise durch das hastige Aufreißen der Thüren und die gellenden Rufe: „Aussteigen!“ „Billet lösen, wer weiter fährt!“

In einem Coupé zweiter Classe saß, die Füße auf den Vordersitz hingestreckt, ein dürrer Mann mittlerer Größe und mittleren Alters. Am Fenster der entgegen-

gesetzten Seite, in die Ecke seines Platzes zurückgesunken, lag ein schmächtiger Knabe. Beide schliefen. Der Knabe, das blondlockige Haupt in die gefalteten Hände gebettet, fest und süß; der dürre Mann den unruhigen Schlaf, dessen Kopfkissen die Sorge ist.

Freilich kam Diesem, als der Zug hielt, und es sich um besonnene Eilfertigkeit handelte, sein schnelles, von vollster Geistesgegenwart begleitetes Erwachen sehr zu Statten. Er streckte sofort die langen Arme nach dem eleganten Handgepäck aus, das in dem Hängegitter des Coupé's während des kleinen Reiseunfalls etwas untereinander gerathen war, aber keinen Schaden erlitten hatte, warf es dem harrenden Träger zu und war im nächsten Augenblick selbst auf den Perron herausgesprungen. Aber auch nur so wurde es ihm möglich, noch rechtzeitig an dem anstoßenden Wagenschlage erster Classe zu stehen, um seinem Gebieter aussteigen zu helfen.

Hätte in diesem Gewirr von Rufen und Rennen, in diesem Drängen nach den Durchgängen des Bahngebäudes, nach den Billetschaltern, Gepäck- und Restaurationsräumen Jemand Zeit zum Zusehen gehabt, die Hünengestalt des Herrn, der, auf den dürren Mann gestützt, jetzt langsam über den Perron schritt, hätte Aufsehen erregen müssen. Wollte der Herr dies vermeiden,

so konnte er den Umständen dankbar sein, die ihm besonders günstig waren.

Die Locomotive des Zuges, der die meisten aus dem Norden kommenden Passagiere in südlicher Richtung weiter beförderte, dampfte so eben heran. Während sie ihrer vielgliedrigen Wagenschlange vorgeschoben wurde, erscholl der erste gellende Pfiff, welcher die Verspäteten zu verdoppelter Hast anspornte. Unruhig flackerten die matten Gasflammen des Perrons, auf welchem die Reisenden hin und her hasteten. Im Hintergrunde des Bahnhofs lagen im tiefsten Dunkel die Berge. Dort rauschte unter dem Brückenbogen leise der Fluß an dem scheinbar schon schlummernden Städtchen vorbei, das jenseits der Brücke den Bergen zu Füßen lag.

„Excellenz wollten wirklich hier übernachten?" flüsterte der Dürre mit ängstlichem Ton.

„Genügt es nicht, wenn ich es einmal sage?" Die Antwort klang barsch genug; um so unterwürfiger die abermalige halblaute Entgegnung des Dürren:

„Excellenz wissen, daß mir ein Wink, geschweige denn ein Wort genügt! Aber — ich fürchte das dürftige Unterkommen in dem Nest!"

„Wenn meine Nerven es nicht fürchten, können Sie, Fritze, sich zufrieden geben!"

Se. Excellenz wußte schwerlich und hätte sich gewiß nicht daran gekehrt, daß das Zufriedensein bei seinem Kammerdiener gar nicht zu den Möglichkeiten gehörte. Dem gnädigen Herrn genügte, daß er die Hauptsache, das Stillesein zur rechten Zeit, und seinen Dienst zu jeder Zeit so gut verstand.

Sie hatten nur wenige Schritte zu gehen, um den, dem Stationsgebäude zunächst liegenden Gasthof zu erreichen, von welchem der Träger behauptete, daß die vornehmsten Reisenden dort abzusteigen pflegten. Herr Fritze stimmte dem Träger lebhaft bei. Er habe von den elenden Kneipen im Städtchen T. . . während der Fahrt vielfach reden gehört.

Der Zug gegen Süden brauste nun fort. Auf dem Perron ward es still. Nur daß die Bahndiener sich noch mit dem Umschieben und Instandsetzen der zurückgebliebenen Wagen beschäftigten. Mehr als das Oellämpchen, das sie in Händen hielten, leuchtete ihnen der jetzt aufgehende Mond bei dieser Arbeit.

Da geschah's, daß Einer des noch immer fest schlafenden blonden Knaben ansichtig ward.

„Herr Jesus!" rief der Mann den Schläfer rüttelnd. „Sie sind wohl mit dem Nordbahnzuge angekommen?"

„Angekommen?" fragte Dieser verwundert. Der

Mann merkte es ihm an, daß er noch schlaftrunken war. Gutmüthig gab er ihm Auskunft über den bereits erfolgten Abgang des Südzuges und fragte dann: „ob er habe mitfahren wollen?"

Der Knabe fuhr mit der Hand über seine blendend weiße Kinderstirn. Es wurde ihm so schwer seine Gedanken zu sammeln. Selbst als er jetzt aufsprang, zeigten seine hastigen Worte, daß es ihm nur halb gelungen war.

„Ja, lieber Mann, ich will bis H. . weiterfahren und dort übernachten."

„Damit, mein junges Herrchen, ist es nun nichts — Ich sagte Ihnen ja schon, daß der Zug — der letzte Zug — vor einer Viertelstunde abging."

Der Knabe erschrack.

„Zu erschrecken brauchen Sie aber nicht. Das Unglück ist nicht groß," sagte der Bahndiener beschwichtigend. „Es kostet nur ein Nachtquartier mehr in der Reiserechnung für Papa! Ich sah dort im Vorbeigehen einen Koffer ohne Herrn stehen, es wird wohl der Ihrige sein. Geben Sie mir den Schein. Ich nehme das kleine Ding in die Hand und führe Sie zum „Adler," wo Sie vortrefflich aufgehoben sein und sich recht ausschlafen werden. Denn daran fehlt's noch; das seh' ich wohl." — In sich hinein aber murmelte der weichherzige Mann, während

er dem Knaben heraushalf. „Wenn man den anbläst, fällt er, glaub' ich, um! Fasse die Leute nicht, die so ein Würmchen allein in die weite Welt schicken!"

Zwei Tage später schritten ihrer Zwei nebeneinander den Fluß entlang. Die Gegend, in der sie sich befanden, war ihnen fremd. Wald- und Felsgebirge hüben, Wald- und Felsgebirge drüben, und das Flußband in der Mitten, so stellte sie sich ihren Blicken dar.

Und hätte man die Beiden gefragt, ob sie einander nicht auch fremd seien, was würden sie wohl geantwortet haben? Der Eine stand kaum am Beginne, der Andere noch lange nicht an der Neige des Jünglingsalters; Beide also in der Lebenszeit, wo man das Auge frägt: Gefällt er Dir? und wo des Auges Antwort nur zu oft genügt, um in Stunden die Brücke von Herz zu Herz zu bauen, die zu befestigen später kaum Jahre genügen.

Der Eine war hoch von Gestalt und machte diesen Vorzug nicht nur durch eine überaus stolze Haltung geltend. Es lag ihm um Mund und Augen ein Zug von Trotz, der allein schon hingereicht hätte, ihn auf den ersten Blick älter erscheinen zu lassen, als er war. Und nun kam

noch der dunkelbraune Vollbart dazu, der diesen Eindruck verschärfte, während ein großer Reisehut Das verbarg, was von seiner, durch Erfahrung und Leidenschaft noch unentweihten Jugendlichkeit ein unbeschreiblich sprechendes Zeugniß gab: die mädchenhaft reine Stirn, an der man, wie an den feinen weißen Schläfen, die blauen Adern zählen konnte, und das seidenweiche, hellbraune Haupthaar, das er einfach gescheitelt trug. Auf einer Fußwanderung begriffen, hatte er vorgestern Abend im „Adler" zu T. . . Herberge, und wie es sich für Touristen schickt, an dem gemeinsamen Gasttisch zur Nachtmahlzeit Platz genommen. Schon war die Suppe herumgereicht worden, als die Thür sich noch einmal öffnete, um einen verspäteten Gast einzulassen.

Der neue Ankömmling war so überaus zart und klein von Gestalt, daß man ihn auf den ersten Blick für einen Knaben von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren halten mußte. Sein langer Reiseüberrock hatte einen fremdländischen Schnitt, und seine Tracht sowohl wie sein Gebahren einen kleinbürgerlichen Anstrich. Schüchtern und erröthend blieb er an der Thüre stehen, bis die Wirthin, die auf einem Seitentische den Braten zerlegte, ihm zurief:

„Nur dreiste vor, Jüngelchen! Wenn die andern

Herren etwas zusammenrücken, ist für so ein spillriches Persönchen leicht Platz gemacht."

So geschah's, daß an jenem Abend der blonde Knabe neben dem braunen Jüngling zu sitzen kam, und daß dieser sich erst nur seiner Verlegenheit annahm, dann aber sehr bald in die Lage gerieth, in einer wichtigeren Angelegenheit als sein Protector aufzutreten.

Das trug sich so zu.

Zunächst war der Austausch von Worten zwischen den Beiden ziemlich karg gewesen, denn in dem Benehmen des braunen Jünglings lag ein Etwas, das wie von oben herab kam, und nicht danach angethan war, die Scheu des Knaben zu verbannen. Als aber Einer der Tischgäste den Unfall des Nordbahnzuges mit vielen Uebertreibungen schilderte, schien der Knabe der Wahrheit die Ehre geben zu müssen, und die Art, wie er das that, erregte das Wohlgefallen seines Tischnachbars. Dieser gewahrte auch, daß die Ausdrucksweise des Knaben über dem Alter stand, welches er ihm zugeschrieben hatte.

Trotz der angeregten Theilnahme trennte man sich aber doch mit dem gewöhnlichen: „Gute Nacht!" und „Glückliche Weiterreise!" Und es wäre dabei geblieben, obgleich die Beiden zufällig Thür an Thür untergebracht waren, hätte nicht, kurz nachdem sie so, ohne Gedanken

an ein Wiedersehen Abschied genommen, ein Schrei — ein herzerschütternder, hilflos klingender Schrei — das Ohr des braunen Jünglings getroffen. Im nächsten Augenblick stand er in dem Zimmer des Knaben, der schluchzend vor seinem Bett auf den Knien lag.

„Was ist's? Was fehlt Ihnen?"

Warm und weich klangen die Worte. Wie ein älterer Bruder neigte sich der Jüngling zu dem Weinenden herab, hob ihn empor, zwang ihn mit sanfter Gewalt sich auf das Bett zu setzen und setzte sich zu ihm.

„Was ist's? Was fehlt Ihnen?" fragte er noch einmal, die zarten bebenden Hände des Knaben in seinen kräftig schönen Händen festhaltend.

„Ich habe — das werthvollste — das ich bei mir hatte — verloren!"

„Ihre Baarschaft?"

„O, daß es das wäre!" rief mit neuem Schluchzen der Knabe. „Daß es nicht die — Gott weiß wie wichtigen Papiere wären, die mein Pflegevater mir auf seinem Todtenbette anvertraute, und die Niemand — Niemand mir ersetzen kann!"

„Fassen Sie sich, und theilen Sie mir möglichst klar den Sachverhalt mit. Vielleicht läßt sich noch Rath schaffen. Ich bin bereit, Ihnen beizustehen."

Der Knabe strengte sich sichtlich an, seine Gemüthsbewegung zu beherrschen und seine Gedanken zu sammeln; doch gelang es ihm nur theilweise, und brachte er nur mit stockender, oft thränenbeschwerter Stimme seine Erklärung vor.

„Die Papiere befanden sich in einer Ledertasche, welche ich, auf den ausdrücklichen Befehl meines Pflegevaters, an einem Riemen um meinen Leib geschnallt trug. Niemand konnte die Tasche sehen, da sie von meinem langen, fest zugeknöpften Ueberrock ganz bedeckt war. Nachts legte ich sie unter mein Kopfkissen, und Morgens schnallte ich sie sogleich wieder um, ganz so, wie mein Pflegevater es mir anbefohlen hatte. So that ich auch heute — und nun — ist die Tasche fort!"

Ungeduldig zuckte es um die Lippen des jungen Mannes. Eben so klang der Ton, mit dem er dem Knaben in's Wort fiel:

„Mir ist klar, daß der Riemen bei der Erschütterung des Bahnzuges sich löste oder entzweisprang! Die Tasche fiel zu Boden, ohne daß Sie es bemerkten, da Ihnen der Schreck gewiß die Besinnung raubte. Dann schliefen Sie — wie schwache Menschen nach jeglichem kleinen Unfall zu thun pflegen — erschöpft ein." Hier machte der junge Mann eine Pause. Die niedergeschla-

genen Augen des Knaben mochten ihn wohl veranlassen, seinen Ton zu ändern, denn er sagte jetzt wieder freundlich: „Theilen Sie mir nun alle näheren Umstände mit, denn morgen müssen wir uns so früh wie möglich aufmachen und Alles aufbieten, um der Sache auf die Spur zu kommen. Und — merken Sie sich ein für allemal — daß man zuerst handeln muß, und wenn Alles vergeblich ist, dann — nun dann," fügte er mit einigem Pathos hinzu, „überläßt Einer, der ein Mann werden will, das Weinen auch noch den Weibern."

In tiefer Beschämung erglühte das liebliche Angesicht des Knaben, welches er sogleich mit beiden Händen bedeckte.

„Ach!" sagte er mit stockender Stimme. „Sie sagen dasselbe, was mir mein seliger Pflegevater oft sagte. Nur fügte er dann immer entschuldigend hinzu — was Sie freilich nicht wissen können — daß ich die schwächliche Natur von meiner Mutter ererbte, deren ungestillte Thränen ich auszuweinen habe."

„Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie?"

„Ich heiße Henry Holders, und bin — Sie werden es kaum glauben — schon in mein siebzehntes Jahr getreten."

„Ihr siebzehntes Jahr!" rief der Andere, während

sein rascher Blick die schwächliche Gestalt des vor ihm Stehenden mit dem Ausdruck unglaublichen Erstaunens vom Kopf bis zu den Füßen zu messen schien. Mehr als selbstbewußt, beinah geringschätzend klang es, als er dann hinzufügte: „Ich war mit dreizehn Jahren größer. Und was die Kraft — auch die moralische Kraft — betrifft, geradezu ein Goliath gegen Sie! Mit dreizehn Jahren weinte ich schon nicht mehr, sondern preßte die Zähne zusammen, wenn mein Vater — mir eine Ohrfeige gab, obgleich das das Fürchterlichste war, was mir geschehen konnte."

„Ich glaub' es wohl," entgegnete Henry mit stockender Stimme, während die Röthe tiefster Beschämung sich über sein Kinderantlitz ergoß; „Sie haben auch gewiß nicht sechs Jahre Ihres Lebens gelähmt im Bette zugebracht. Ich muß Gott danken, daß ich nach einem Leiden, welches sich an vielen Kindern als unheilbar erweist, überhaupt genesen und mit geraden Gliedern davon gekommen bin!"

Die Reihe, verlegen zu sein, war nun an dem braunen Jüngling. Er hatte seine frühreife körperliche und moralische Entwicklung der unverschuldeten Schwäche seines neuen Bekannten wie ein Verdienst entgegengestellt. Henry Holders' Erklärung brachte ihm dieß recht deutlich

zum Bewußtsein, und die sanfte Stimme, mit der sie gegeben wurde, hatte ihn zugleich recht sehr gerührt. Naturen wie die seinige, werden aber durch falsche Scham zurückgehalten, dem erkannten Unrecht entschuldigende Worte folgen zu lassen. Nur der Ton, mit dem er jetzt auf einen anderen Gegenstand übersprang, war ein ganz veränderter. Denn er sagte mit dem Ausdruck gesteigerter Theilnahme sehr freundlich:

„Sie entschuldigen doch, daß ich Sie so aushole? Es ist sonst nicht meine Art. Wenn wir aber morgen mit dem Frühesten Alles in Bewegung setzen wollen, um Ihre verlorenen Papiere zu erlangen, dann muß ich die näheren Umstände genau wissen, auch werden Sie Ihre Legitimation zu führen haben. Was mich betrifft, so heiße ich Egbert, bin einundzwanzig Jahre alt, und habe so eben meine Studien vollendet. Mein Vater ist Officier, und mir als Zeichen seiner Zufriedenheit einen mehrwöchentlichen Urlaub bewilligt. Wenn er um ist, trete ich meine militärische Laufbahn an.“

Henry zog seinen Paß und einige andere Schriftstücke hervor und zeigte sie seinem Beschützer.

„Sie werden hieraus sehen, Herr Egbert, daß Herr Holders, mein Pflegevater, mich verwaisten Knaben an Kindesstatt annahm und erzog. Er war arm, und wir

lebten in größter Zurückgezogenheit anf einer kleinen Farm in Yorkshire. Er besaß aber viele Kenntnisse und war auch der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Bis zu seinem Tode war er mein Versorger — mein Lehrer — mein einziger Freund!"

Hier wurde die Stimme des Knaben wieder beklommen, und er hielt rasch inne, denn er sollte, und wollte ja nicht weinen.

Egbert hätte jetzt gern manches früher gesprochene Wort ungesprochen gemacht. Er, dem Vater und Mutter, Freunde und Verwandte lebten, vor dem die Welt sich wie ein Füllhorn des Glücks sich ausbreitete, in welchem er wühlen und wählen konnte, fühlte innige Theilnahme mit diesem allzuzarten Knaben, der vor wenigen Wochen seinen einzigen Freund begraben hatte und jetzt, um dessen letzten Willen zu erfüllen, in die Fremde kam.

„Aus der Fremde in die Fremde! Armes Kind!" — dachte er, als Henry Holders ihm sagte, daß England eigentlich nicht seine Heimat sei, sondern daß er von deutschen Eltern herstamme. Doch nahm Egbert nicht sogleich das Wort, und als er es dann that, geschah's mit einiger Ueberwindung. Er glaubte, an seinen Schützling die zarte Frage richten zu müssen: „ob er auch hinreichend mit Reisegeld versehen sei?"

„Das bin ich!“ entgegnete Henry rasch. „Und leider weiß ich jetzt auch, weshalb mein Pflegevater sich in den letzten Jahren seines Lebens alles entzog, was ihm irgend angenehm oder ersprießlich hätte sein können. Er knauserte und darbte, um für mich zurückzulegen!“ — Egbert fiel ihm in's Wort:

„Doch für den Fall — den möglichen Fall — daß wir die Papiere nicht sogleich — oder — gar nicht wieder erlangen? — Sie wissen —“ hier stellte sich wieder das etwas altkluge Pathos ein — „daß man im Leben auf Alles gefaßt sein soll?“

Henry hob den gesenkten Blick, und mit sichtlicher Anstrengung die Stimme beherrschend, sagte er sanft:

„Dann werde ich wohl am besten thun, den Vorschriften gemäß zu handeln, welche mir mein Pflegevater für einen andern, von ihm als möglich in's Auge gefaßten Fall gegeben hat.“

Egbert's fragender Blick schien die langsamen Aeußerungen des Knaben beschleunigen zu wollen. Dieser aber — wenn auch der deutschen Sprache mächtig, besaß doch die Gewandtheit im Ausdruck nicht, welche nur stete Uebung geben kann. Auch fehlte ihm das Feuer, mit welchem Egbert sich, selbst in einer ihm nicht mundgerechten Sprache, bei so wichtigem Anlaß ausgedrückt haben würde.

„Mein Pflegevater,“ fuhr Henry Holders nach einer Pause zögernd fort, „hat mich mit dem Inhalt der Papiere nicht bekannt gemacht. Mein Aeußeres war hinter meinem Alter zurückgeblieben. Er faßte auch mein Inneres so auf und behandelte mich als — Kind. . . . wenn mir auch dadurch oft Unrecht geschah!“ Den Nachsatz fügte er sehr leise hinzu, und fuhr dann, seines Zuhörers unruhige Geberde wahrnehmend, lauter und etwas rascher fort: „Der Pflegevater zeichnete mir meine Reiseroute genau vor, und darin war für den heutigen Tag meine Ankunft in H. . bestimmt!

„In H. .? — War H. . das Ziel Ihrer Reise?“

„Ja. Dort sollte ich übernachten und dann auf eine mir von meinem Pflegevater angedeutete Stelle der Ledertasche drücken, wodurch der Schub ihres Doppelbodens geöffnet würde. Darin liegt ein Brief. Dem Adressaten des Briefes hatte ich diesen und die Ledertasche mit den Papieren zu übergeben. . . Für den Fall nun, daß jener Freund meines Pflegevaters nicht mehr lebte, oder sich meiner nicht annehmen wollte — befahl mir mein Pflegevater — nach der Hauptstadt zu reisen, und dort eine Stelle als englischer Sprachlehrer in einem reichen Hause zu suchen. Das würde mir die Mittel an die Hand geben, meine Studien fortzusetzen.“

„Haben Sie schon einen Beruf erwählt?“

„Ich will Rechtsgelehrter werden.“

„Wohnt der Herr, an den Sie von Ihrem Pflegevater abgesendet wurden, in H. . ?“

„Er wird wohl dort wohnen, da H. . das Ziel meiner Reise sein sollte.“

„Mein Gott!“ rief Egbert, ungeduldig über eine Antwort, die ihm geradezu einfältig erschien, wie heißt denn der Herr?“

„Das würde ich ja morgen früh erfahren haben, wenn ich den Brief, in dem auch der Schlüssel zur Ledertasche lag, aus deren Doppelboden herausgenommen hätte, wie mein Pflegevater es mir befohlen hat.“

Egbert frug nicht weiter. Es war etwas in diesem einfältigen Gehorsam des Knaben, was ihm, dem Selbstwilligen, imponirte. Er reichte seinem Schützling die Hand, und sie trennten sich für die Nacht. Am nächsten Morgen that Egbert mit großer Umsicht Alles, was zur Wiedererlangung der verlornen Ledertasche führen konnte. Aber ohne Erfolg. Auf der Eisenbahn und in T. . . war keine Spur zu entdecken. Seine letzte Hoffnung waren Zeitungsaufrufe, die er denn auch in alle möglichen deutschen Blätter einrücken ließ. Darin wurde ganz besonders hervorgehoben, „daß die in der abhanden

gekommenen Ledertasche enthaltenen Papiere an sich durchaus werthlos seien, während doch dem redlichen Finder, sobald er die Tasche unversehrt auf dem Stadthause zu T. . . . unter den Buchstaben H. H. niederlege, ein nicht unbedeutender Lohn verabfolgt werden würde."

Darauf machte Egbert, dessen Urlaub erst in vierzehn Tagen zu Ende ging — seinem Gefährten den Vorschlag, sich gemeinsam in dieser herrlichen Gebirgsgegend zu ergehen.

„Wir können," sagte er, „T. . . im Auge behaltend, nach allen Richtungen hin kleinere und größere Ausflüge machen, ohne doch den Hauptzweck, der unser längeres Verweilen hier veranlaßt, zu vernachlässigen." Egbert verstand es, Henry's Hoffnung aufrecht zu erhalten, obgleich er selbst sie kaum theilte.

Es war ihnen in T. . . gesagt worden, daß sie am linken Ufer, den Strom entlang, hoch oben im Walde, auf schöngebahntem Fußpfade, bis nach H. fortwandern könnten. Dem blonden Knaben hatte das nicht übel gefallen; denn die Hitze der vergangenen Tage war groß gewesen, und gingen sie auch jetzt in angenehmer Morgenkühle unter dem freien Himmel hin, an dem noch die Mondsichel stand, und der Morgenstern flimmerte, so berechtigte sie doch nichts zu der Annahme, daß der heutige

Tag, sobald nur die Sonne herauf kam, ein kühlerer sein würde.

Egbert deutete aber, in seiner kurzen gebieterischen Art, nach dem jenseitigen Ufer und sagte:

„Wir wollen überfahren, sobald wir an eine Kahnbucht kommen."

Von Widerspruch war bei Henry Holders keine Rede. Er ließ vielmehr die sanften blauen Augen in die Ferne schweifen, und freute sich, der Erste zu sein, der aus großer Entfernung einen kleinen, an's Ufer gekettesten Kahn erspähte. Dabei pries er im Stillen die Absicht seines Gefährten, denn das liebliche Dörfchen, welches dort drüben theils am lichten Felsenhang lag, theils in den dunkeln Kiefernwald hineingestreut war, lockte auch ihn mächtig hinüber. Während er aber nach Worten suchte, um diese stillen Gedanken auszudrücken, waren sie an eine Stelle gelangt, wo das Gebirge in einem ungeheuren Felsvorsprung bis hart an den Fluß vordrang.

Diesen Fels mußten sie nun auf einem schmalen, zwischen Gesträuch und Gestein sich durchwindenden Pfade erklimmen, um jenseits wieder an das Flußgestade hinabzugelangen.

Während sie nicht ohne Mühe hinauf strebten, blieb

der Kahn ihren Blicken entzogen, und als sie ihn, auf der Höhe des Vorsprungs angekommen, wieder in Sicht bekamen, gewahrten sie zugleich, daß er mit einem einzigen Insassen, der jenseits des Felsenvorsprungs aus dem Walde herabgekommen sein mußte, soeben abstoßen wollte.

„Holla Schiffer! Wir fahren auch mit!“ rief Egbert aus voller Brust, indem er sich in Laufschritt setzte. Und nun war's, als habe der hellschallende Ruf die ganze stille Landschaft plötzlich aus ihrem Sonntagsschlummer geweckt. Vom Dörfchen herüber tönte Glockengeläute; über den Kieferwald kam ein roth goldener Lichtstreifen herauf, und in den Zweigen fing es an, sich zu regen und zu flöten. Des Schiffers Weib mit einem Säugling im Arm trat in die Thür, während der ältere Bube sich an ihr vorbeidrängte, um dem Wachthund der einsamen Strandhütte nachzulaufen. Eine Schaar schnatternder Gänse mit ausgebreiteten Flügeln setzte über den Sand fort in's Wasser hinein, so daß Egbert und Henry, die eben das Boot erreicht hatten, von dem Sprühregen der Wellen benetzt wurden.

Der Schiffer rückte an seiner Mütze und bot den Ankömmlingen ein: „Gelobt sei Jesus Christus!“ welches Henry mit einem: „In Ewigkeit, Amen!“ und Egbert mit einem Griff an seinen Reisehut erwiderte.

Der fremde Herr, der, in seinen Mantel gehüllt, schon in dem Kahne saß, war zweifelsohne ein vornehmer Herr. Egbert erkannte das sogleich, und war im Begriff seine Begrüßung dem entsprechend einzurichten, als er gewahrte, daß der Fremde den ehrerbietigen Gruß Henry's mit einem kaum merklichen, stolzen Kopfnicken erwiderte. Da verzog Egbert die Lippen, runzelte die Brauen und grüßte gar nicht.

Während der Ueberfahrt saß der Herr still und steif, in seinen Mantel gewickelt da. Die Augen auf den Boden des Kahns geheftet, schien er weder die beiden Fahrtgenossen, noch die herrlichen Ufer eines Blickes werth zu halten. Wenigstens dachte Egbert so, der ihn mit grollender Neugier musterte.

Henry Holders betrachtete die Wellen, welche, von den Ruderschlägen bewegt, den Kahn trugen. Das Glockengeläute hatte nach kurzem Absatz wieder begonnen, und obwohl der Knabe die Lippen nicht bewegte, ahnte man doch, daß er betete.

Sein rosiges Antlitz hatte einen himmlischen Ausdruck.

2.

Die Felsenburg und das Felsenhaus.

Kleindorf gehörte, wie aller Grund und Boden an beiden Ufern des Flusses, von dem Städtchen T... bis zu dem Marktflecken H. mit Jagdrecht, Brückenzoll und Schifffahrtsgebühr den Freiherren Fels von der Felsenburg. Das Haupt dieser hochangesehenen Familie war nicht nur der einflußreichste Edelmann in der Provinz, eine Stimme wurde auch im hohen Rath des Fürsten zuerst gehört. Und nicht neueren Datums war diese Stellung der Herren von der Felsenburg, sie war vielmehr seit dreihundert Jahren stets dieselbe gewesen. Nur daß der jetzige Majoratsherr, der alte gnädige Herr Heinrich Karl Fels von der Felsenburg noch der besonderen Auszeichnung genoß, als Knabe der Gespiele, als Jüngling der Busenfreund, als Mann der Waffengefährte des jetzigen Regenten gewesen zu sein. Als Verwalter höch-

ster Aemter, im Besitze höchster Würden hatte er dem Lande und dem Landesherrn große Dienste geleistet, und war, als in seinem Haar die Silberfäden zu schimmern begannen, mit Ehren überhäuft, vom öffentlichen Schauplatz abgetreten, ehe noch die neue Zeitströmung den Hoch-Tory in Mißcredit brachte. Von da ab hielt der alte gnädige Herr auf der Felsenburg Hof. Hof in des Wortes vollster Bedeutung, indem er die Provinz, von der zwei Dritttheile in seinem Besitz waren, ohne Bestallung und Verpflichtung nur auf Grund allerhöchsten Vertrauens als Ehren-Statthalter verwaltete. Sein ziemlich unbeschränktes Regiment von dem fürstlichen Freunde stillschweigend anerkannt, konnte auch von der Landschaft gut und gern getragen werden; denn es wurde im allerbesten Sinne zu ihrem Vortheil geübt. Blühenderen Grund und Boden als den dem Hause Fels gehörigen hätte man weit und breit vergeblich suchen können. Denn nicht nur waren die reichen Herrschaftsbesitzer in der Provinz nicht allzu dicht gesäet, es gab dort auch keinen anderen großen Grundbesitzer, der sein Augenmerk so auf das allgemeine Interesse gerichtet hätte, wie der alte Freiherr. Fluß, Feld, Berg und Wald wußten davon zu sagen, wie überall Alles für Alle nutzbar gemacht, wie täglich neue Betriebsquellen zur Hebung des Grundwerthes

und der Arbeit eröffnet wurden. Gewerbe und Handel blühten in den kleinen Städten, die sich seines besonderen Schutzes erfreuten; und dort, wie in den der Felsenburg'schen Domäne pachtpflichtigen Ortschaften hielten Bürger und Bauern streng auf Zucht und Sitte. Respect vor der Obrigkeit, der Geistlichkeit und dem begüterten Adel, vor Allem aber der tiefste Respect vor dem Haupte der Familie Fels, gehörte noch zum unerschütterten Herkommen.

Unter den rentenpflichtigen Ortschaften stand keine dem Herzen des Schloßherrn näher als Kleindorf; es wurde als dessen Lieblingskind betrachtet und gehegt.

Der Wohlstand Kleindorfs und seiner zugegliederten Gemeindeeinrichtungen erinnerten indeß nicht nur an die Freiherren Fels von der Felsenburg, einen großen Antheil daran hatte eine Familie, die von Vater auf Sohn seit hundert und fünfzig Jahren mit Rath und That, oft mit Aufopferung der eigenen Habe, für das Gemeinwesen eingetreten war. Wenn am Allerseelentage der kleine Friedhof in seinem Lichter- und Blumenschmuck prangte, bildeten die Kreuze, welche den Namen Starr trugen, eine eigene kleine Gasse. Kein richtiger Kleindörfer betrat diese Kirchhofsgasse, ohne der Verdienste Derer zu gedenken, welche dort ruhten, als verblichene, treue und

weise Väter der Gemeinde. Auch versäumte der Pfarrer bei außerordentlichen Gelegenheiten, nachdem er des Königs und des edlen Schloßherrn in seinem Gebet gedacht, nie die Worte hinzuzufügen: „Wir wollen in unserer Fürbitte auch der bescheidenen Männer unserer eigenen, theuren Gemeinde gedenken, welche für deren Wohlergehen rastlos thätig und ihr in gottesfürchtigem, ehrsamem Wandel seit hundert und fünfzig Jahren vorangeleuchtet haben.“ Und dann murmelte ein Jeder der Betenden, noch ehe der Pfarrer ihn als den Ersten in der Reihe der Gemeindeväter ausgesprochen, den Namen — Starr.

Tüchtig bei der Arbeit, mäßig beim Vergnügen, waren die Kleindörfer doch ein munteres Völkchen, dem das Leben leicht, und dem in seiner Einfalt Gott stets nahe war.

Auf festem Damm, hoch über dem Flusse lief die Fahrstraße an Kleindorf vorbei, und gemauerte Stufen führten aus der Bucht herauf, wo der Kahn mit seinen drei Insassen soeben gelandet war. Der Schiffer, zufrieden mit dem Fahrgeld, das der stolze Herr und der Jüngling mit dem braunen Haar ihm in die Hand gedrückt hatten, wehrte dem blonden Knaben, als dieser

seine kleine Börse hervorlangte. Henry sagte aber mit einer Entschiedenheit im Ton, die er bis jetzt noch nicht gezeigt hatte:

„Ich will bezahlen, lieber Schiffer, aber nur den festgesetzten Preis!"

Ein wohlgefälliger Blick Egbert's streifte seinen zarten Gefährten, während er lächelnd bemerkte:

„In solchen kleinen Zügen," sagt mein Vater, „steckt der künftige Beruf des Menschen. Alles was gesetzlich ist, soll auch die Losung der Männer des Gesetzes sein."

Der stolze Fremde war zuerst aus dem Kahn und die gemauerten Stufen hinauf gestiegen. Er hatte Henry's abermaligen ehrfurchtsvollen Gruß wieder nur mit einem stolzen Kopfnicken erwidert. Egbert unterließ auch diesmal und zwar mit einer gewissen Ostentation das Grüßen, und sein Unmuth steigerte sich, als der Fremde dies nicht zu bemerken schien. Stirnrunzelnd hielt er den Schritt an, bis Jener oben auf dem Damme angelangt war — um nicht in dessen Fußtapfen treten zu müssen.

Der Schiffer pflegte an dieser Stelle Denen, die er über den Fluß fuhr, die ersten Fingerzeige zu ihrer Orientirung auf dem erreichten Ufer zu geben.

So rief er denn auch jetzt dem Fremden, der eben

seine Schritte nach links richtete, laut genug, um von ihm vernommen zu werden, nach:

„Rechts! rechts, gnädiger Herr! Kreuzen Sie —“

„Strengt Eure Lungen nicht an, guter Mann!“ bemerkte Egbert ungeduldig. „Ihr seht doch, daß der Herr nicht darauf achtet. Zeigt lieber uns den Weg, welchen wir einzuschlagen haben.“

„Entschuldigen Sie, junger Herr! Gewiß werd' ich das sogleich thun! Ich wollte nur auch gegen den gnädigen Herrn meine Schuldigkeit verrichten. Aber ich sehe jetzt schon, was ich mir hätte denken können, daß er den Weg nach der Landungsbrücke des Dampfschiffes einschlägt. Die Herrschaften, die auf dem Schloß erwartet werden, fahren wohl mit dem ersten Schiff von T. . . . herauf, und da will der gnädige Herr ihnen bis an die Kleindorfer Landungsbrücke entgegenkommen.“

„Von welchem Schlosse sprecht Ihr denn? Ich sehe hier ja keines? —“

„Die Felsenburg meine ich, junger Herr! Das Schloß des gnädigen Herrn Baron Heinrich Karl Fels von der Felsenburg.“

Egbert zog sein Reisebuch aus der Tasche und breitete die Specialkarte der Landschaft aus, um das Schloß

zu suchen, von dem er oft und viel gehört hatte. Inzwischen fuhr der Schiffer fort.

„Von hier, junge Herren, kann man die Felsenburg nicht sehen. Wenn Sie aber oben auf Herrn Starr's Terasse stehen, da gibt es einen Punkt, von wo man durch ein Fernrohr, das er dort aufgestellt hat, den Schloßthurm über den Wald von H... emporragen sieht."

Egbert hatte die Richtung auf seiner Karte entdeckt und beeilte sich jetzt, die Stufen zum Damm hinaufzusteigen, von Henry und dem Schiffer gefolgt.

„Dort, junge Herren," sagte dieser, „kreuzen Sie die Fahrstraße, lassen den Weg, der in's Dorf hinauf führt, lings liegen, und gehen rechts an dem Felskegel hin, den hat der liebe Gott wie zum Schutz vor dem Nordostwind, der im Herbst gar scharf von daher über das Wasser pfeift, den guten Kleindorfern vorgeschoben. Wenn Sie um die Krümmung herum kommen, sehen Sie eine Steintreppe. Die steigen Sie hinauf. Es sind etwa zwanzig ziemlich steile Stufen, aber in Ihren Jahren ist ja das nicht viel. Das Haus welches Sie oben finden, ist das einzige Gasthaus im Ort... Es wird jetzt „das Felsenhaus" genannt. Sie haben von dort eine Aussicht, wie sie vom Schloß herab kaum schöner sein kann, und Speise und Trank kann Ihnen der Schloßkoch

auch nicht besser vorsetzen. Ich wünsche den jungen Herren jetzt einen schönen guten Tag! denn ich möchte noch den letzten Segen von der Messe abbekommen, und dann bei dem hochwürdigen Herrn Pfarrer vorsprechen.

Egbert und Henry Holders dankten dem redseligen Mann und wendeten sich nach rechts, während er den Fußpfad einschlug, welcher sich durch die grünen, mit Blumen und Strauchwerk durchzogenen Berghänge nach dem Dorfe hinauf schlängelte. Auch der Weg, den sie verfolgten, lief inmitten eines üppig grünen Wiesengrundes, zwischen der Fahrstraße auf der Dammbrücke und dem Fuß des Felskegels hin, auf dem, hoch oben, das „Felsenhaus“ stand. Erst als sie die Steintreppe erreichten, stellte sich die eigenthümliche, von der einen Seite liebliche, von der andern Seite wildromantische Schönheit der Lage dieses Hauses ganz ihren Blicken dar.

Als ob die Form des Kegels der großen Werkmeisterin aus den Händen geglitten wäre, und sie dann zürnend die geborstenen Hälften von sich gestoßen hätte, so klaffte der weit geöffnete Spalt von der Höhe herab jählings in die Tiefe hinein. Das grüne Wiesenband, welches sich dem Felsenberge bisher so freundlich angeschmiegt, der breite Damm mit seiner schönen Straße hielten wie erschrocken an, um dann in Hast, in einer scharfen Wendung

nach rechts dem Fluße nachzufolgen, der tief unten erst einen Kampf auf Leben und Tod mit der, seinen Weg hemmenden, ihn wild zurückschleudernden Felskluft besteht, im zornigen Wirbel aufschäumend, zischend und tosend, dann aber wie entsetzt jäh abspringt, und, dem finstern Feind den Rücken kehrend, auf die Berge von H. zustürzt, die ihn mit ihren weit geöffneten Armen lächelnd empfangen.

Egbert glaubte nie ein überraschenderes Landschaftsbild gesehen zu haben, und nahm seine Reisemappe zur Hand, um es festzuhalten.

„Kommen Sie herauf, junge Herren! Hier oben wird es erst zum Bilde.“

Die tiefe Stimme tönte von der Höhe zu ihnen herab, und beide Jünglinge hoben die Blicke nach oben. Da sahen sie auf der obersten Stufe der Steintreppe einen Mann stehen, dessen Erscheinung etwas Mächtiges, etwas ganz Außergewöhnliches hatte. Und es lag das nicht nicht nur in der hohen, überaus kräftig entwickelten Gestalt, sondern vor Allem in dem Haupte, das von silberweißen, borstig aufwärts strebenden Haaren wie von einer Dornenkrone umrahmt war, obgleich er das Greisenalter noch lange nicht erreicht haben konnte.

Selbst Egbert war noch viel zu jung, um von der

Sprache des menschlichen Angesichts und von der äußeren Erscheinung des Menschen überhaupt mehr als das oberflächlichste Verständniß zu haben. Die beiden Männer, welchen er, seit er denken konnte, mit glühender Begeisterung anhing, zu denen er, wie zu höheren Wesen aufschaute — sein Vater und sein Fürst, waren auch äußerlich die imponirendsten Gestalten, die er bis jetzt kannte. Innere und äußere Größe vereinte sich in ihnen zum Ausdruck männlicher Hoheit, den er richtig empfand, ohne dadurch vor dem jugendlichen Irrthum bewahrt zu werden, aus der äußeren stattlichen Erscheinung, wo er ihr sonst begegnete, vorschnell auf die innere Bedeutung und den Werth der Menschen zu schließen.

Er war auch jetzt von der außergewöhnlichen Erscheinung des Fremden sofort begeistert:

„Wenn ich ein alter Römer wäre, ich würde diesen Mann für Saturn oder Jupiter halten!“ Dies flüsterte Egbert dem blonden Knaben zu, während Beide, dem Rufe folgend, die steilen Steinstufen emporsteigen.

3.

Der Pfarrer von Kleindorf.

Wer vom Fluß nach dem Felsenhaus hinauf schaute, dem stellte es sich wie an eine dunkelgrüne Baumwand gelehnt dar, und doch lag der steilaufsteigende duftende Kiefernwald nicht so unmittelbar hinter dem Hause. Er war vielmehr durch ein gar lauschiges Plätzchen, von diesem getrennt. Ein Plätzchen, wie es hier im Gebirge müde Wanderer nicht selten zu überraschen und zu erfreuen pflegt.

Zwischen dem starrenden Fels und dem steilanstrebenden Nadelwaldberg zog sich hinter dem Gebäude ein kleines Wieseneiland mit üppigem Graswuchs hin, und eine mächtige Linde breitete ihrer Zweige undurchdringliches Laubdach über einen großen Steintisch aus. Es war eine tilia grandiflora, die eben jetzt in voller Blüthe stand.

Zur Stunde konnte man das liebliche Plätzchen und den Schatten und Wohlgeruch des herrlichen Baumes so recht mit vollstem Behagen genießen und würdigen; während jenseits des Hauses die Sonne heiß auf dessen kahler weißer Wand und auf den graugelben Schürfen des Felsenkegels lag.

So wenigstens dachte der würdige Pfarrer von Kleindorf, der auf einem bequemen Gartenstuhl an dem einen Ende des Steintisches saß. Er rauchte sein Pfeifchen, trank seinen Kaffee, und wäre dann vielleicht aus seiner Gedankenwelt in die Traumwelt hinübergeschlummert, wenn nicht Egbert und Henry um das Haus herum auf den Lindenplatz zugekommen wären.

„Ei, sieh' da — meine neuen Bekannten von diesem Morgen!" rief der geistliche Herr, seinen Hut lüftend, „das freut mich ja sehr!"

„Wir fühlen uns Beide hochgeehrt, wenn Ew. Hochwürden sich dieses Wiedersehens freuen!" entgegnete Egbert mit großem Anstand; „Sie erlauben wohl, daß wir uns neben Sie setzen, um unser Mittagmahl zu genießen?"

„Dies Plätzchen bietet sich Ihnen von selbst!" entgegnete der freundliche Seelsorger „aber mit dem Mittagbrod um die vierte Nachmittagsstunde dürfte es Ihnen

im Starr'schen Hause, wo von 12 bis 2 Uhr gespeist wird, ebenso wenig glücken, wie mit der Wohnung —."

„Verzeihen Hochwürden, mit der Wohnung ist es uns geglückt!"

„Sie erzählten mir ja aber diesen Morgen, als Sie nach vergeblichem Suchen im Dorfe in's Pfarrhaus kamen, wo ich mit dem besten Willen kein Stübchen abtreten kann, daß Herr Starr —"

„— nur drei Zimmer für Sommergäste in seinem Hause habe, und daß diese seit dem Mai besetzt wären. Ja! so sagte zunächst Herr Starr. Als wir aber aus dem Dorfe zurückkamen, stand er, nach uns ausschauend, vorn auf der Terrasse, und mir schien es fast, als thäte es ihm nicht leid, daß wir unverrichteter Sache wiederkehrten, denn jetzt meinte der Felsenwirth, er habe Aushilfe gefunden, und wenn wir noch einen tüchtigen Spaziergang unternehmen wollten, würde er das Erkerzimmer mit der Aussicht gegen H. für uns in Stand setzen können."

„Das Erkerzimmer?!" wiederholte der Pfarrer überrascht und fast ungläubig.

„Wir haben soeben davon Besitz ergriffen. Herr Starr, der in Geschäften nach T. . . fuhr, hat dort unsere Koffer im Gasthof „zum Adler" in Empfang

genommen und her beordert; auch der Hauswirthschafterin hier den Befehl ertheilt, uns das Mittagbrod vorsetzen zu lassen, sobald wir wiederkämen!"

„Das ist ja eben so erfreulich, als es verwunderlich ist!"

Egbert bat bescheiden um Aufklärung.

Der Pfarrer lächelte.

„Ich habe es Ihnen schon diesen Morgen angemerkt, mein junger Freund! daß Sie gleich jeder Sache auf den Grund gehen möchten. Dies Streben bei der Jugend freut mich stets, und gern theile ich mein geringes Wissen und meine Erfahrung mit ihr und erquicke mich an ihrem frischen Ringen nach recht viel Lebensglück und etwas Lebensweisheit. — Wenn Sie hier im Hause bleiben, werde ich Sie wohl oft sehen; denn ich habe mein Stammplätzchen hier unter der Linde; seit vielen — vielen Jahren!"

Durch die letzten Worte des munteren alten Herrn klang ein Ton der Wehmuth, welcher Egbert nicht entging.

„Um Ihnen aber die gewünschte Aufklärung zu geben" — fuhr der Pfarrer nach kurzer Pause fort, „müßte ich Ihnen ein Stück Geschichte erzählen. . ."

Henry Holders hatte bisher wenig Antheil an dem Gespräche gezeigt. Seine kindlichen Züge verriethen große

Ermüdung; er kämpfte sichtlich mit dem Schlafe. Doch so oft Egbert, welcher zwischen ihm und dem Pfarrer saß, nach ihm umblickte, strengte er sich an, seine Müdigkeit zu bewältigen. Das Wort „Geschichte" schien plötzlich sein Interesse zu erregen; denn der träumerisch gesenkte Kopf hob sich, die blauen Augen blickten den Pfarrer fragend an, und die zögernden Lippen wollten eben dem Verlangen des Herzens Ausdruck geben, als eine Magd in der kleidsamen Volkstracht das Mahl brachte.

Kaum hatte Egbert die dampfende Schüssel erblickt, als auch der etwas aufgetragene Anstand und die Altklugheit aus seinem Wesen verschwand. Flugs warf er seinen großen Reisehut auf den nächsten Lindenzweig, wo er unter Blüthen hängen blieb, faßte Henry an den Schultern, um ihn ordentlich aufzurütteln und setzte sich dann mit dem Heißhunger der Jugend an dem Tische zurecht. Seine Blicke verzehrten die Schüsseln — der Pfarrer schien für den Augenblick ganz von ihm vergessen.

„Zugelangt Holders! sonst verschlinge ich beim Zeus Alles allein, was die junge schmucke Kellnerin uns vorsetzt!"

Nebenbei bemerkt, war die Kellnerin weder schmuck noch jung, Egberts Laune aber im Aufschwung.

Henry war wirklich ganz aufgerüttelt, denn nächst dem Schlaf plagte ihn ja auch der Hunger. Doch blickte

er mit den sanften, jetzt etwas verwunderten Augen seinen Gefährten eine Weile unverwandt an. Ihm war, als habe Egbert plötzlich eine andere Gestalt angenommen, und er frug sich innerlich, welche ihm wohl besser anstehe?

Der Alles beobachtende, klugsprechende, herrische Egbert imponirte dem zaghaften, in innerer und äußerer Entwickelung weit hinter seinen Jahren zurückgebliebenen Henry viel mehr. Er gab ihm ein Gefühl des Haltes und der Stütze.

Der jugendlich übermüthige Egbert, welchem jetzt wieder der Student im Nacken saß, gefiel ihm vielleicht besser, denn er flößte ihm weniger Scheu ein — bot ihm aber auch weniger Zuversicht.

Der Pfarrer, welcher sie schweigend beobachtete, lächelte über die Doppelgestalt des einen und über das Erstaunen des andern seiner jugendlichen Tischgenossen. Er verstand, daß es bei Jenem vielleicht noch mancher Jahre und mancher Prüfungen bedürfen würde, ehe die eine Gestalt sich von der andern abschälen, oder aus beiden ein harmonischer — oder unharmonischer Charakter sich herstellen würde.

Als die Mahlzeit vollendet war, — von der Henry nur einen bescheidenen Antheil beansprucht hatte — ließ Egbert noch eine Flasche Rothwein bringen, und fing,

die Gläser füllend, mit prächtiger klarer Stimme zu singen an:

„Die Welt ist zur Freude gemacht;
Ich lache, Du lachest, er lacht;
Unendliche Wonnen erwachen,
Wir lachen, ihr lachet, sie lachen!
Und wenn die Geselligkeit winkt,
Ich trinke, Du trinkest, er trinkt:
Stoßt an denn zur Rechten und Linken,
Wir trinken, ihr trinket, sie trinken!"

„Das Glas geleert Henry Holders! — — Hochwürden — Sie stoßen doch auch mit uns an?"

„Auf Kaffee, Wein? wo denken Sie hin, junger Freund?"

Aber Egbert war im vollsten Zuge des jugendlichen Uebermuths, und da kam es ihm auf einen improvisirten Reimspruch auch nicht an. Sein zweites, bis an den Rand gefülltes Glas hochhebend, sang er — die Melodie dem Text gemäß verändernd:

„Auch wenn Du nur nippest vom purpurnen Naß,
Und gießest den Rest in das grünende Gras,
Bald sprossen die purpurnen Röslein heraus
Und ziehen sich blühend um's Felsenhaus."

Der Pfarrer hatte schon die Hand ausgestreckt, um dem Jüngling zu willfahren, — bei der Schlußzeile zog

er sie beinah erschrocken zurück. Scheu um sich blickend, sagte er schnell mit halblauter Stimme:

„So lange Sie hier wohnen, muß es Ihnen lieb sein, mit Ihrem Wirthe auf gutem Fuß zu stehen. Darum befolgen Sie meinen Rath, und vermeiden Sie das Wort „Rose."

„Wenn Sie mir erklären —"

„Pst! Dort kommt Herr Starr!"

Wirklich trat der Felsenwirth aus dem Hause und, den großen Gartenstrohhut abnehmend, auf seine Gäste zu. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, welches er dem Pfarrer hinschob.

„Guten Tag, Hochwürden! Guten Tag, junge Herren! Wie gefällt Ihnen Ihr Zimmer?"

„Außerordentlich!" entgegnete Egbert munter. „Herrliche Aussicht! Würzig frische, reine Luft! Wir Flachländer wissen das zu schätzen!"

„Lassen Sie nur die Fenster den ganzen Tag offen, damit die jahrelang eingeschlossene Luft hinaus kommt. Glauben Sie mir, die Luft ist so eigensinnig, wie nur irgend ein Mensch es sein kann!" Die Gedanken des Felsenwirths schienen nicht ganz bei dem zu sein, was er sagte. Auch waren seine Worte zwar an Egbert gerichtet, aber sein Auge ruhte dabei auf Henry Holders,

dem unter diesem ernsten Blick das Blut in Stirn und Wangen stieg.

„Sie haben Ihrem Bruder zuviel zugemuthet, junger Herr, und sehen jetzt nicht, daß er sich vor Müdigkeit kaum aufrecht erhalten kann."

Egbert sah sich rasch und betroffen nach Henry um.

„Gehen Sie schlafen, Holders! Wir haben allerdings kreuz und quer den Wald rastlos durchwandert, denn mir fällt das Sitzen niemals ein. Doch hätten Sie's verlangt, so hätten wir auch ruhen können. — Warum denn nicht?"

„Ich sagte nichts," entgegnete, sich entschuldigend der blonde Knabe, „weil ich es versuchen wollte, stark zu sein, wie Sie."

„Unsinn!" gab Egbert halb verlegen, halb grollend zurück, worauf Henry gesenkten Hauptes still davon ging.

„Er ist nicht Ihr Bruder?" fragte der Felsenwirth, ihm nachblickend. „Nein, nein! es besteht ja, wie ich sehe, nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen Ihnen. — Also nur ein Freund und Reisegefährte?"

Egbert begleitete sein bejahendes Kopfnicken mit einer abweisenden Geberde, die etwas Hochfahrendes hatte. Der Felsenwirth wandte sich kurz von ihm ab und dem Pfarrer zu.

„Nun, hochwürdiger Herr? Was giebt's für Neuigkeiten?"

„Ah, Herr Starr, Sie haben die Zeitung hier nicht vorher gelesen?"

„Nein. Ich lese jetzt nur unser Localblatt. Was unsere nächsten Interessen berührt, muß ich verfolgen, so lange ich Gemeindevater bin. Die allgemeinen Angelegenheiten — —."

„Nun, Herr Starr, ich meine — man versteht die Theile des Ganzen besser, wenn man das Ganze zu überblicken trachtet."

„Ich verlasse mich darauf, daß unser Fürst diesen Ueberblick eben jetzt den zwei besten Augen im Lande anvertraut hat."

„Gut gesprochen, Herr Starr, und hoffenttich wahr gesprochen! Es will auch mich bedünken, daß Seine Hoheit sich in der Wahl seines Ministers nicht geirrt habe. Der Herr General von Rüdehart scheint wenigstens seinen Gegnern im Innern gewachsen zu sein. Aber — so recht fest wird seine Stellung doch erst, wenn die Partei mit ihm geht, deren Führer unser gnädiger Herr von der Felsenburg ist."

Egbert, der auf das Gespräch der Beiden aufmerksam wurde, fiel jetzt ohne Weiteres dazwischen:

„Ein großer Mann," sagte er mit Emphase, „reißt alle Parteien unwiderstehlich mit sich fort!"

Der Pfarrer lächelte in seiner gemüthlichen Art, etwa wie ein Vater, dem sein Kind gefällt, selbst wenn es sich unnütz macht. Der Felsenwirth verzog keine Miene, aber der kalte Blick, den er auf den Jüngling richtete, brachte Diesen, er wußte nicht weshalb, aus der Fassung.

„Was man in der Politik unter einem großen Mann versteht, könnte unserm kleinen Lande eher schaden als nützen. Zudem ist Deutschland allem Anschein nach eben jetzt im Besitz eines solchen großen Mannes, und zwei Sonnen an einem Himmel haben, wie der Volksmund sagt, nicht Platz. In unserem kleinen Lande kommt es darauf an, daß man an höchster Stelle unsere Interessen gehörig in's Auge fasse und uns mit Neuerungen verschone, die nicht nothwendig sind und sich nicht aus unseren Zuständen von selbst ergeben. Was uns bis jetzt das meiste Vertrauen einflößt, ist, daß der neue Minister die glattzüngigen Weltbeglücker gehörig abtrumpft, welche unter der Maske der Freiheit nur ihr eigenes Interesse verfolgen."

Dem Pfarrer war es sichtlich unlieb, daß Herr Starr seine Meinung in so scharfem Ton aussprach. Einlenkend sagte er daher:

„Wir alten Leute vergessen leicht einmal, daß auch wir in unserer Jugend die Worte nicht erst auf die Waagschale legten, wenn wir unser Wohlgefallen oder unser Mißfallen ausdrücken wollten, wie unser lebhafter junger Freund hier. Zudem, Herr Starr, können wir uns ja nur freuen, in ihm einen der Unsern zu begrüßen. Denn so viel steht doch vor der Hand fest, daß Herr von Rüdehart ein Conservativer vom reinsten Wasser ist."

„Der die Rechte unseres erhabenen Fürstenhauses gegen jeden Angriff zu wahren wissen wird!" rief wieder aufflammend der Jüngling. Und gegen den Felsenwirth gewendet, fügte er in etwas herausforderndem Tone hinzu:

„Die Hände, denen unser allergnädigster Fürst die Zügel der Regierung anvertraute, können nur das Beste fördern!"

Wieder maß der Felsenwirth den feurigen Sprecher mit seinem kühlen Blick. Seine Antwort aber galt der Aeußerung des Pfarrers.

„Sie haben wohl Recht, Hochwürden, daß Enthusiasmus der Jugend ziemt, ihr — unter Umständen — auch wohl ansteht. Ich habe das in der That im vorgerückten Alter ein wenig vergessen. Was aber das Beste anbetrifft, junger Herr, so kann kein Mensch früh genug lernen — daß es nicht von dieser Welt ist."

Auf der hochgewölbten Stirn des Felsenwirths lagerte sich ein tiefer Schatten, und es dauerte lange, ehe er den gesenkten Blick wieder hob, um von ganz anderen Dingen mit dem Pfarrer zu sprechen. Von Sachen, die sich auf örtliche Interessen bezogen. Zuletzt — und mit einigem Widerstreben sagte er:

„Hochwürden — da ist mir eine Nachricht von Schwester Ulrike zugekommen. Sie ist krank und verlangt nach ihnen. Werden Sie wohl an einem Tage dieser Woche Zeit finden, zu ihr hinüber zu fahren?"

Nach kurzem Besinnen entgegnete der Pfarrer:

„Sonntag hält mein Caplan das Hochamt und die Predigt. Ich kann also gleich nach der Frühmesse, mit dem ersten Dampfschiff nach H. übersetzen. — Sie kommen doch mit, Herr Starr?"

„Nein. Nach mir verlangt sie nicht."

Wie Steine auf Steine schlagen, so hart klangen die Worte. Der Pfarrer sah traurig vor sich hin. Wäre er mit dem Felsenwirth allein gewesen, so würde er sie wohl nicht unerwidert gelassen haben. Vielleicht war es aber dieselbe Ursache, welche dem Pfarrer Schweigen auferlegte, die Herrn Starr veranlaßte, in etwas verändertem Ton hinzuzufügen:

„Zudem sind Gäste auf dem Schlosse. Der Schwieger-

sohn des alten gnädigen Herrn ist mit seiner Familie schon vor acht Tagen aus Italien hier angelangt. Und heute kam mit dem Morgenschiff ein sehr vornehmer Herr aus der Residenz, den Baron Heinrich auf unserer Landungsbrücke begrüßte."

„O das wird ja eine große Freude für unseren gnädigen Herrn sein!" rief der gute Pfarrer mit bewegter Stimme und glänzendem Blick. „Es ist ja wohl zum Erstenmal seit der Verheirathung unserer Baronesse mit ihrem Vetter — ja richtig — zum Erstenmal seit dem Unglücksjahr 18 . . — daß der alte Freiherr die Kinder hier bei sich hat. Bis jetzt mußte er alljährlich die weite Reise machen, um sie in Italien zu sehen. Wie gönn' ich unserm gnädigen Herrn die Freude!"

Der Felsenwirth schaute vor sich hin und schwieg.

„Aber — entschuldigen Sie Herr Starr — daß ich durch diese gute Nachricht von der Hauptsache abgekommen bin! Ich meine — Ihren Besuch bei Frau Riecke."

„Allen Respect vor den hohen Herrschaften, Hochwürden," entgegnete der Felsenwirth ausweichend „aber mein Rücken ist alt und steif geworden, er hat das Bücken verlernt."

Auf den freundlichen Zügen des Pfarrers malte sich große Theilnahme, und der sonst so heitere Klang

seiner Stimme zeigte von innerer Bewegung, als er entgegnete:

„Wäre denn ein Zusammentreffen mit den Herrschaften so unvermeidlich, wenn Sie Frau Ulrike besuchten?"

„Es wäre wenigstens möglich, ja sogar wahrscheinlich."

Der Pfarrer entgegnete nichts. Die langen Abendschatten fingen an, sich von der Bergwand herab über den Lindenplatz auszubreiten. Seine Zeit war gekommen. Er erhob sich, reichte Herrn Starr die eine, dem braunen Jüngling die andere Hand und sagte:

„Gute Nacht! und auf Wiedersehen!" Dann schlug er langsam den Weg vom Felsenhause nach dem Dorfe ein.

4.

Schön Minchen.

Rasch und wohl ausgefüllt verging den beiden jungen Reisegefährten die Zeit bis zum Sonntag. Sie sahen den Pfarrer und Herrn Starr täglich, und Egbert glaubte zu bemerken, daß der Felsenwirth ihrem Treiben eine gewisse Theilnahme schenkte. Doch waren ihm deren Aeußerungen weniger angenehm. Denn Herr Starr hatte in seiner Haltung auch etwas Hochfahrendes und berührte das nach Entwickelung ringende Wesen Egberts oft recht unsanft.

Dagegen wußte der Pfarrer in seiner freundlichen, biegsamen Art sogar seinen Belehrungen und Berichtigungen willkommene Aufnahme zu verschaffen. Man fühlte stets heraus, daß es ihm eine Freude war, den feurigen Geist des Jünglings anzuregen. So oft es dem geistlichen Herrn möglich war, betheiligte er sich an den

Streifereien der Jünglinge; und da er jeden Baum im Kleindorfer Kiefernwalde wie einen alten Freund kannte und liebte, mit den Blumen und gefiederten Sängern, wie mit allen Wind- und Wetterzeichen vertraut war, so erwuchs den Beiden aus seinem Umgang und seiner Begleitung eben so viel Nutzen als Genuß.

Noch war ihnen das jenseitige Ufer des Flusses bis auf die Strecke, welche sie am Tage vor ihrer Ankunft von T. . . bis zum Kahn, der sie herüberführte, durchwandert hatten, unbekannt geblieben. Sie wußten nur, daß H. mit seiner Umgebung bis Schloß Felsenburg der bei weitem reizvollste Punkt der ganzen Gegend war. Des Pfarrers Einladung, sich ihm auf der Fahrt dahin anzuschließen, wurde daher freudig angenommen.

Egbert war jetzt wieder ganz in sein ernstes, beobachtendes Wesen zurückgefallen. Notiz- und Skizzenbuch verließen ihn nicht. Henry blieb sich gleich. Seine innere Natur kam noch nicht zum Durchbruch; sie war gleichsam noch von einer Hülse umschlossen. Die Gewalt, welche Egbert über ihn ausübte, hatte bei ihm unbedingte Unterwerfung zur Folge. Einen eigenen Willen schien er nicht zu kennen. Egbert seinerseits that unbewußt, was in seiner Natur tief begründet war; er beherrschte den blonden Knaben ganz.

Der Sonntag kam heran. Der Pfarrer und seine jungen Freunde fuhren mit dem überfüllten Morgendampfer nach H. Bei der Abfahrt stand der Felsenwirth auf seiner Terrasse und schaute ihnen nach. Sein verschlossenes Wesen war dem Pfarrer ja wohl bekannt, dennoch schien es ihm heute ungewöhnlich. Er glaubte eine gesteigerte Verstimmung darin zu erkennen und grüßte mit gedankenvollem Kopfschütteln zurück, als er Herrn Starr den Hut lüften und Henry Holders, der es bemerkte, mit kindlicher Freundlichkeit hinaufwinken sah.

Es war ein herrlicher Tag. Ein leiser Luftzug bewegte die Flaggen des Schiffes und brachte den Duft aus den Wäldern zum Flusse herab. Egbert saß neben dem Steuermann und zeichnete. Henry stand in seiner Nähe, bald ihn, bald die Landschaft betrachtend.

Vor dem Gasthaus in H., wo schon viele Spaziergänger mit dem stromabwärts fahrenden Dampfer gelandet waren, wogte und drängte das Publikum im Frühstück-Pavillon am Strande. Der Pfarrer trennte sich rasch von einer Truppe Bekannter aus T. . ., welche ihn zu Rede und Antwort genöthigt hatten, um sich seiner beiden, ihm nun schon sehr lieb gewordenen Gefährten zu bemächtigen, ehe Egbert mit der übrigen Schiffsgesellschaft an einem Tische Platz nahm.

„Habe ein kostbares Waldfrühstück in meine Rocktasche versenkt! Eilen wir voran, ehe sich der ganze Menschenschwarm in den Wald ergießt!"

Egbert bezwang seinen bereits geweckten Appetit und folgte mit Henry dem freundlichen Führer. Bald lagen Gasthaus und Dorf weit hinter ihnen. Auf hochromantischem Wege, am rauschenden Mühlbach vorbei, durch Waldschlucht und Felsenbruch wanderten sie wohl eine Stunde lang; immer den Fahrweg in Sicht, der, tiefer liegend, den höheren Fußpfad in all seinen Windungen begleitete. Endlich erreichten sie ein grünes Erdfleckchen, dem ähnlich, welches hinter dem Felsenhaus in Kleindorf lag. Nur daß hier die Linde vor dem Hause stand. Dem allerliebsten kleinen Hause mit den grünen Jalousien! Und daß die Fenster des Hauses auf den Fußpfad, der zu ihm führte, und auf den Fahrweg herab schauten. Unter dem mächtigen Baume befand sich kein großer Steintisch wie unter der Linde des Felsenhauses, sondern eine Moosbank umschlang den uralten Stamm, und ein Gehege von Rosenstöcken umfriedete im Kreise das schattige Plätzchen.

Ueberrascht blieb Egbert stehen.

„Ein paradisisches Heimwesen!" rief er lebhaft aus.

„Ja das ist's gewesen! entgegnete der Pfarrer traurig

und blickte zu dem Hause hinauf, dessen Fenster fest verschlossen und verhangen waren. Dann fügte er hinzu:

„Wir müssen uns jetzt für eine Weile trennen. Verfolgen Sie den Pfad, der hier links abbiegend in einem weiten Kreise das Haus umgeht und sich nach etwa zehn Minuten Wiesenweges in den Laubwald verliert. Er zieht sich, langsam aufsteigend, bis zu einem kleinen Tempel fort, unter dem Sie nicht nur die herrlichste Aussicht, sondern auch, vor Sonnenlicht und Sturm geschützt, die bequemsten Ruhesitze finden werden. Dort erwarten Sie mich! — Doch," fügte er lächelnd hinzu, „müssen Sie sich mit dem kleinen Sack beschweren, dessen Inhalt es Ihnen erleichtern wird, meine Rückkunft in Geduld zu erwarten."

Egbert lachte, und Henry bot sich sogleich an, das Waldfrühstück zu tragen.

Zwei Stunden und mehr mochten vergangen sein, ehe der gute Pfarrer mit seinen jungen Freunden im kleinen Tempel auf der Bergeshöhe wieder zusammen traf. Lustig begrüßte ihn Egbert.

„Wenn Frau Ulrike Ihnen kein Frühstück angeboten hat, hochwürdiger Herr, dann steht es schlimm, denn was Sie hier oben noch vorfinden, sind spärliche Brocken!"

Jetzt erst bemerkte der muntere Sprecher den sorgenvollen Ausdruck in den Zügen seines würdigen Freundes.

„Um Gott, Herr Pfarrer, verzeihen Sie den Scherz, ich sah Ihre umwölkte Stirn nicht sogleich!“

„Nichts verscheucht des Alters Sorgen besser, als der Jugend munteres Wort!“

„Ist Frau Ulrike schwer erkrankt?“

„Krank im Gemüthe ist die gute Dame, und dem Arzte fehlt der Schlüssel zu ihrem Seelenzustand, und das Mittel zur Heilung.“

Der Pfarrer setzte sich. Ein Wort gab jetzt das andere, und bald war er bei der Geschichte, welche er den jungen Leuten schon vor einigen Tagen, unter der Linde des Felsenhauses, zu erzählen bereit war.

„Ja, meine lieben jungen Freunde, das Felsenhaus hat seine Geschichte. Und diese hat zwei Theile, die wie Sonnenlicht und Schatten auf einander folgen. Der erste Theil steht im Kirchenbuche und im Gemeindebuche verzeichnet. Schlicht und einförmig bekunden diese, wie das ehrenwerthe Haus Starr nicht nur unter seinen nächsten Mitbürgern, sondern auch in allen Ortschaften welche von T . . . bis H . . ., unten am Flusse und oben in den Berghängen liegen, in der Zeiten Lauf jenes Ansehen gewann, dessen es noch heute widerspruchslos

sich erfreut. Wie in den Schicksalsläufen mancher alten Familien läßt sich auch zwischen Schloß Felsenburg und dem Felsenhaus ein Vergleich ziehen. In eben dem Maße, in welchem die Familie Fels von der Felsenburg bei unseren Fürsten und im Lande, hat auch die Familie Starr in Kleindorf und Umgegend an Bedeutung, Ansehen und Einfluß zugenommen. Und — sehen Sie, meine jungen Freunde — der alte Freiherr Heinrich Karl Fels von der Felsenburg kann nicht mehr Gewicht auf die Wahrung dieses Ansehens seiner Person und seines uralten adligen Hauses legen, als Herr Gotthelf Starr vom Felsenhaus auf seine und der Seinen makellose, alte bürgerliche Ehre legt! — Der zweite Theil der Geschichte des Felsenhauses ist im engeren Sinne Herrn Gotthelfs Familiengeschichte. Sie glich viele Jahre hindurch einem klar hinfließenden Bache. Dann warfen die Fittige des Todesengels einen Schatten in des Baches Spiegel. Herr Gotthelf mußte von da ab am Allerseelentage das Grab seines treuen Weibes mit Lichtern und Blumen schmücken. Bald darauf lag auch sein einziges Söhnchen neben der Mutter, und ihm blieb nur eine Tochter. Aber nicht lange trug er das Haupt gebeugt, und sagten er und wir Andern: nur eine Tochter! Denn bald staunten nicht die Kleindorfer allein

dieses, mit jedem Tage schöner erblühende Mädchen an, sondern kamen die Leute von weit und breit den Fluß hinauf und hinab, und an Sonn- und Festtagen war es wie eine Wallfahrt nach dem Rosenhause, um des Rosenwirths Töchterlein, die Wunderblume, zu schauen."

„Nach dem Rosenhause?" frug Egbert erstaunt.

„Ja, mein junger Freund!" fuhr der Pfarrer fort, „so hat das Starr'sche Haus vier Generationen hindurch geheißen. Dank dem Schönheitssinn einer Starr'schen Hausfrau, die vor hundert Jahren das kahl auf dem kahlen Felsen stehende Gebäude mit Rosenstöcken umpflanzte. Das schöne Werk gelang dem sinnigen Weibe gar wohl. Freudvoll umschlangen die lieblichsten Blumenkinder der Erde das graue Gitter, an dem sie aus dem Schooß der Mutter Erde empor, dem Sonnenlicht näher gelockt wurden. Bald war das ganze Haus in einen Rosenmantel gehüllt. Einen Königsmantel hätte man ihn nennen können, denn seine Schleppe breitete sich, die Steinstufen entlang, bis an den Fuß des Felsenkegels, ja bis an den Fluß hinab. Manch hübscher und braver Bursche von Kleindorf pflückte ein Knöspchen und warf einen sehnsüchtigen Blick nach dem Erkerstübchen hinauf, in welchem Schön-Minchen wohnte. Herrn Gotthelf entging das nicht. So lange er aber sein Minchen noch

zu den Kindern zählte, das heißt, so lange er sah, daß sie nicht wußte, wie das Kommen und Gehen der Leute von nah und fern, weit mehr auf Rechnung ihrer unvergleichlichen Schönheit, als auf die der unverfälschten Getränke und des guten Tisches kam, den ihr Vater führte, ließ er es sich nicht ungern gefallen. Die vielen Gäste mehrten den Wohlstand des Hauses, und daß Wohlstand unter den kleinsten Verhältnissen eben so viel — ja mehr bedeutet, wie unter den großartigsten, wußte Herr Starr. Auch seine väterliche Eitelkeit glaubte sich nach so schmerzlichen Verlusten die Freude wohl gönnen zu können, welche die Bewunderung seines liebreizenden Minchens ihm einbrachte. Als sie aber ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte, und er bemerkte, daß sie erröthete und die Augen vor den Huldigungen niederschlug, die ihr durch Blicke und verblümte Worte dargebracht wurden, da hielt Herr Gotthelf den Moment für gekommen, Nachbarn und Freunde über seine Absichten in's Klare zu bringen.

Eines Abends, wo das große Gastzimmer von Freunden und Bekannten — meist Kleindorfern — angefüllt war, wandte sich Herr Gotthelf, in wohlgefügter Anrede, an uns.

„„Da es dem Herrn gefallen hat, mir meinen ein-

zigen Sohn zu nehmen, sagte er, so liegt es im Interesse meiner Familie und in meinem eigenen, daß ich meine Tochter, die Erbin meines Anwesens, mit einem Manne verbinde, der meinen Namen führt, und doch nicht in allzu naher Blutsverwandtschaft zu uns steht. Viele Erfahrungen lehren, daß letzteres in der Ehe nicht gut thut. Nachdem ich Alles wohl erwogen, habe ich einem Vetter im dritten Grad, der sich im Nachbarlande angesiedelt hat, geschrieben und ihn dann auch heimgesucht. Sein ältester Sohn, welchen er mir als überaus verständig und tüchtig schilderte, der aber jetzt auf einer Reise begriffen ist, wird, sobald er zurückkehrt, nach Kleindorf kommen. Und, so Gott will, lade ich meine lieben Freunde über's Jahr zur Hochzeit meines Kindes in mein Haus.''"

Also hatte Gotthelf Starr zu uns gesprochen; und wir wußten, daß seine Rede echt und lauter war wie der Wein, den er in unsere Gläser goß, um darauf anzustoßen. Wir erhoben uns und thaten aus vollem Herzen Bescheid. Damit war jedem Streite vorgebeugt. Jeder wußte, wie er sich fortan zu dem Mädchen zu verhalten hatte, das, am oberen Ende des Tisches neben dem Vater sitzend, dessen Worte mit angehört hatte und jetzt sittig und freudig unsere Glückwünsche entgegennahm.

Minchen wußte es nicht anders, als daß den Vätern das Recht zustand, für ihre Töchter die Wahl des Gatten zu treffen. In ihrer Familie war es stets so, und die Ehen immer glückliche gewesen. Sie aber glaubte schon deshalb auf doppeltes Glück rechnen zu können, weil der Vater es für sie so ausgesonnen hatte, daß sie mit dem Manne, den er ihr bestimmte, nicht nur in ihrem Geburtsorte, sondern auch in dem Rosenhause bei ihrem geliebten Vater bleiben konnte.

Ich muß hier auch bemerken, daß sich in der Starr'schen Familie gewisse Charakterzüge und auch gewisse äußerliche Aehnlichkeiten fortgepflanzt haben, die dem schönen Minchen durch Gewohnheit besonders lieb geworden waren. Da sie nun wußte, daß jener fernhingesiedelte Vetter ihrem Vater zum Verwechseln gleichgestaltet gewesen, so rechnete sie in ihrer kindlichen Einfältigkeit auch darauf, in dem ihr bestimmten Bräutigam die Züge und das Wesen ihres Vaters wiederzufinden.

Minchen's theuerste Verwandte und einzige Vertraute war Herrn Gotthelf's Schwester Ulrike, eines Felsenburg'schen Forstbeamten kinderlose Wittwe. Der alte gnädige Herr hatte ihr nach dem Tode ihres Mannes das kleine Heimwesen, welches Sie diesen Morgen im Vorbeigehen gesehen haben, als Wittibsitz angewiesen.

Dort lebte das eigenthümliche Dämchen, damals nicht ganz so einsam wie jetzt. Denn kam sie auch nach Kleindorf nur hinüber, wenn in dem Hause ihres Bruders ein besonderes Familienereigniß stattfand, so empfing sie doch an bestimmten Festtagen die Besuche ihrer ganzen Freundschaft bei sich, und an reichlicher Bewirthung fehlte es eben nicht.

Auf dem Schlosse war sie bei den Herrschaften vortrefflich angeschrieben und die Kinder des Schlosses verschmähten es, auch als sie herangewachsen waren, nicht, Frau Rieke zu besuchen. Minchen brachte oft viele Sommerwochen bei ihrer lieben Tante zu, und Baronesse Renate versicherte damals, daß sie in der Residenz unter den vielen hochadeligen Fräulein keine liebere Freundin gefunden habe, als das holde Minchen.

Herr Starr hatte für sein Töchterchen einen eigenen zierlichen Kahn anfertigen lassen, der unten in unserer Bucht lag. Sie verstand das Rudern mit jedem Schiffer um die Wette, und Jeder freute sich, sie ihre Kunst üben zu sehen. Hatte sie dann Urlaub vom Vater zum Besuche in H., so empfahl sie jedesmal nach der Ueberfahrt den Schiffersleuten am anderen Ufer ihr kleines Fahrzeug, bis sie wieder zurückkäme. Dann ging sie den Strandweg fort bis H., wo jeder das schöne Mädchen

kannte und gern begrüßte, und schlug von dort endlich den wohlbekannten Pfad nach dem Waldhäuschen ein.

Und so that Minchen auch am Morgen nach jener Erklärung ihres Vaters, die ihr den Bräutigam gegeben hatte. Sie ruderte doppelt so rasch wie sonst. Der Kahn, sein Fähnlein und ihre Gedanken flogen über den Fluß. Zu Schiffers hinein rief sie nur: „Hütet mir mein Fahrzeug, ich bleibe wohl eine Woche bei Tante Rieke!" Auch an den Bekannten in H. huschte sie an dem Tage nur so vorbei. Nie hatte ihr der schöne Weg von H. bis zum Försterhäuschen so lang geschienen. Sie hatte ja aber auch ihre liebe, einzige Tante Rieke noch nie mit den Worten: „Ich bin Braut!" begrüßen können."

Der gute Pfarrer hielt inne. Egbert und Henry verwandten kein Auge von ihm. Doch als die Pause lang zu werden anfing, gab der Erstere seiner Ungeduld einen etwas ungestümen Ausdruck.

„O, mein junger Freund!" fuhr nun der geistliche Herr mit beklommener Stimme fort, „es zogen damals plötzlich gewitterschwere Tage über unsere Landschaft herauf! — Da wir Alle es für unmöglich hielten, daß auch unser friedseliges Dasein von den Folgen der Pariser Revolution berührt werden könnte, so fanden sie uns völlig unvorbereitet. Wir waren mit unseren Gesetzen

zufrieden; waren gewohnt, achtungsvoll zu unserem Adel hinaufzublicken, welcher in der Person des edlen alten Freiherrn ein so schönes Vorbild hatte, und erwarteten die Beseitigung kleiner Mißstände in unseren Verhältnissen von dem Laufe der Zeit, die ja nicht stille steht und den Menschen auch nicht stille stehen läßt. Wir Seelsorger ließen es uns angelegen sein, die Religiosität und gute Sitte im Volke zu erhalten, welches ja hier bei uns im Ganzen noch gutgeartet ist.

Aber plötzlich kamen die Berichte aus unserer Hauptstadt. Der hochselige Fürst war in seinem Palast belagert worden, und hatte sich Zugeständnisse an das unwissende, aufgewiegelte Volk abdringen lassen. Der Erbprinz war, um sein Leben zu retten, außer Landes geflüchtet. Unter den Getreuen, die ihn begleiteten, war unser Schloßherr.

Wir erschraken, — noch nicht für uns! Wie hätten wir glauben können, daß der Aufstand sich bis in unsere stillen Berge verpflanzen würde? — Aber plötzlich war er da! — Wilde Gesellen, die nichts zu verlieren hatten als ihr, der Sünde verfallenes Leben, um einen zügellosen, tollkühnen Führer geschaart, brachten den Zündstoff in die Hütten der Armuth. — Wo gibt es diese nicht? Und wo zeigt sich das selbstverschuldete Elend nicht zur

ruchlosen Selbsthilfe am schnellsten geneigt? . . . . Herr Gotthelf Starr bemerkte zuerst den Brand. Einige der Unruhestifter hatten als Gäste an seinem Wirthstisch gesessen. . . . Herr Gotthelf zeigte in jenen Tagen die ganze, unbeugsame Kraft und Energie seines Charakters. Zuerst aber mußte er seinen Schatz, sein einziges Kind geborgen wissen. Ich selbst brachte seine Botschaft an Tante Rieke. Sie sollte mit Minchen nach dem Schlosse hinauf.

Die Ahnenburg des edlen Geschlechtes mit den dreifachen Thoren zwischen dem Schloßhof, dem Vorhof und der Ringmauer, bewacht von treuen Dienern, die auf Leben und Tod zu dem Hause ihres gnädigen Herrn hielten — war den Beiden ein sicheres Asyl."

Wieder hielt der gute Pfarrer im Erzählen inne. Die Sonne stand jetzt über dem Schlosse, das östlich des kleinen Tempels, auf einsamer Berghöhe lag. Parkanlagen zogen sich bis an den inneren Hof hinauf, so daß man nur das Dach des Hauptbaues, und zwischen den Bäumen stellenweise die Ringmauer sehen konnte. Aber der Thurm ragte hoch empor und auf seiner Kuppel lagen die Mittag verkündenden senkrechten Strahlen brennend heiß.

„Wir wollen nicht länger hier verweilen, meine

jungen Freunde, sondern unsere Schritte dem Walde zulenken. In seinem Schatten wird — was noch zu sagen bleibt, bald gesagt sein."

Rasch erhoben sich des Pfarrers junge Zuhörer, und bald war auch ein lauschiges Plätzchen entdeckt, wo sie auf bemoosten Steinen im Baumschatten lagern konnten. Aber dem Pfarrer schien das Weitererzählen doch schwer, und er zauderte.

Diesmal war es Henry's sanfte Stimme, welche an die Fortsetzung der Geschichte mahnte.

„Ich kann Ihnen eigentlich keine rechte Darstellung der Vorfälle jener angstvollen Tage geben. Die Hauptereignisse trugen sich in T. zu, das sich vollständig in den Händen der Aufwiegler befand. Mein Platz war in Kleindorf, wo Frauen und Kinder Zusprache bedurften. Herr Gotthelf Starr war das Haupt der von ihm organisirten Vertheidigung. Ihm zur Seite stand sein künftiger Schwiegersohn; um Beide schaarten sich die besten Bürger unserer Ortschaften. Klein war das Häuflein, und dem täglich anschwellenden, durch seinen tollkühnen Anführer fanatisirten Haufen der Aufständischen nicht gewachsen. Erschien die militärische Hilfe nicht, welche Herr Gotthelf in aller Stille erbeten hatte, so waren unsere Braven verloren, und stand uns Allen das

Schrecklichste bevor! — Da kam es in T . . . eines Nachts zum Straßenkampf. In allen Ortschaften umher wurden die Sturmglocken geläutet. — Wilder Lärm brauste über den Fluß. Als der Morgen graute, wurde ich zu Herrn Gotthelf gerufen. Man hatte ihn schwer verwundet heimgebracht, und das Wundfieber war so heftig, daß der Arzt ihn für verloren hielt! — Militär und Bürger hielten jetzt T. besetzt. —

Ich muß sterben! sagte Herr Gotthelf in einem lichten Augenblick zu mir, aber Gott ist mir sehr gnädig gewesen, indem er mir gestattete, in der Stunde der Gefahr meinen Schwiegersohn kennen und lieben zu lernen. Ich kann nun meine Augen ruhig schließen mit dem Bewußtsein, daß meine letzte Handlung meinen Mitbürgern nützte, und mit der Ueberzeugung, daß mein Kind an der Seite dieses Mannes glücklich sein wird! Ich habe ihn soeben nach dem Schloß geschickt. Wichtige Botschaft bringt er hin, doch soll er sich zugleich auch seiner Braut vorstellen. — Später — erfahren Sie Alles — Hochwürden! —

Herr Gotthelf verlor wieder das Bewußtsein. Drei Wochen kämpfte seine Riesennatur mitdem Tode — und siegte endlich. Ich brachte jede freie Stunde an seinem Bette zu — und da inzwischen die Ruhe in der ganzen

Gegend vollkommen wieder hergestellt worden war, wunderte ich mich, daß weder Frau Ulrike und Minchen, noch der Bräutigam nach Kleindorf kamen.

Meine Verwunderung verwandelte sich in die größte Unruhe, als ein dunkles Gerücht nach Kleindorf gelangte: „daß die entstellte und völlig entblößte Leiche eines jungen Mannes auf dem Wege nach H. im Walde gefunden worden sei.“

Man mußte sich aber mit aller Kundschaft gedulden, bis der regelmäßige Verkehr zwischen den Ortschaften wieder hergestellt war, was erst geschah, als die ordentlichen Leute die Ueberzeugung gewannen, daß das landläufige Gesindel aufgehoben, oder in die Ferne zerstreut sei. Am meisten trug der Umstand, daß der Haupturheber unserer Noth dem Arm der Gerechtigkeit entronnen war, dazu bei, daß wir uns so lange nicht beruhigen konnten. Das Gespenst dieses unheimlichen Menschen jagte noch lange hinter unseren Frauen und Kindern her, obgleich Niemand, nicht einmal Herr Starr, sich seines Aussehens deutlich entsinnen konnte.

Doch muß ich noch eines älteren Umstandes hier Erwähnung thun.

An dem Tage, an welchem Herr Starr seinen Freunden die Absicht mitgetheilt hatte, seine Tochter zu

verheirathen, saßen in dem anstoßenden kleinen Gastzimmer einige Fremde an einem Tische und wurden — wie sie verlangten — dort bedient. Wir Kleindorfer hatten diese Fremden schon deshalb nicht beachtet, weil wir mit ganzem Herzen bei der Sache waren, die der Rosenwirth — ja — damals nannten wir ihn noch so! — uns vortrug. Ich besinne mich wohl dunkel, daß ein schwarzbärtiger Mann in die Thür trat, unsere Gesellschaft und besonders schön' Minchen etwas keck musterte, ja sogar mit ihr auf ihr Wohl anstieß; aber so recht in der Erinnerung ist mir der Mann doch nicht geblieben. Später identificirte man diesen schwarzbärtigen Menschen mit dem Anführer des Aufruhrs in unseren Bergen, und Herr Starr, der ihm seine schwere Verwundung dankte, sagte in seinen Fieberphantasien, er habe den schwarzbärtigen Teufel schon vor jener Schreckensnacht in T. . . gesehen! Bei klarer Besinnung schwammen ihm aber doch die Eindrücke zu sehr in einander, als daß er hätte vor Gericht einen Schwur darauf ablegen mögen. — — — — Nun — er kam auch nicht in die Lage, es zu thun! Der namenlose Unhold war wie von der Erde weggeweht, und . . . viel Schreckliches erwartete Herrn Gotthelf an der Schwelle des wiedergewonnenen Lebens! Ich Aermster mußte Kraft meines

Amtes es auf mich nehmen, ihm das Entsetzlichste mitzutheilen! Schwerer kam nie etwas über meine Lippen; denn auch mein Herz blutete, als ob das holdselige Kind meines Freundes mein eigenes Kind gewesen wäre!"

„Was ist dem Mädchen geschehen?" riefen Egbert und Henry zugleich, der Erstere mit leidenschaftlicher Heftigkeit, Henry mit angstdurchzitterter Stimme.

„Sie wollte überfahren, ist in die Stromschnelle gerathen — und — wahrscheinlich — am Fuße des Felsens, auf dem ihr Vaterhaus steht — ertrunken."

Henry bedeckte sein von Thränen überströmtes Gesicht mit beiden Händen. Egbert stampfte zornig auf den Waldboden.

„Unmöglich, Hochwürden! Die Stelle, wo man überfährt, ist ja eine Viertelmeile ab von der Stromschnelle, die sich am Felsenhaus bricht!"

„Die Ueberfahrtsstelle, die Sie kennen, junger Freund, allerdings! Minchen scheute sich aber offenbar, wegen der Gerüchte, die zu ihr gedrungen waren, den gewohnten Weg am Waldessaum bis zur Schifferhütte, schräg über von Kleindorf, allein zurückzulegen. Da mag sie wohl in der Bucht in der Nähe des Gasthofes von H. einen Kahn bestiegen haben, hier war sie der Furt nicht kundig und ruderte gewiß zu jäh auf den Felskegel los!"

„Wo ist denn ihre Leiche gefunden worden?"

„Sie ist gar nicht gefunden worden! — Der Kahn trieb herrenlos auf dem Flusse. Als ein Schiffer ihn einbrachte, entdeckte er Minchens hellblaues Umschlagetuch, welches in die Fugen des Bodens eingeklemmt und ganz durchnäßt war. — — — Wasserwirbel, die sich an Felsenriffen in der Tiefe brechen, geben ihre Opfer selten zurück!"

„Warum fuhr Tante Ulrike nicht mit ihr nach Kleindorf zu dem darniederliegenden Bruder? — Was sagte Tante Rieke über die näheren Umstände des schrecklichen Ereignisses? — Und — der Bräutigam, Hochwürden? was war's mit dem Bräutigam?" — rief Egbert hastig hintereinander, als sollte der Pfarrer ihm alle Fragen auf einmal beantworten. Dieser ging aber nur auf die letzte, die wichtigste ein.

„Es blieb nur zu bald kein Zweifel mehr darüber, daß der im Walde ermordete und beraubte Mann kein anderer als Minchens Bräutigam war. Sein Vater kam selbst herzugereist, um den Todten als seinen Sohn anzuerkennen!"

„Wie furchtbar!" jammerte Henry, während Egbert sogleich wieder auf das Verhalten von Tante Ulrike zurückkam.

Darüber schien jedoch der Pfarrer selbst nicht im Klaren zu sein; wenigstens traute er sich kein Urtheil zu. Von Herrn Gotthelf aber, sagte er, sei nie ein Wort der Klage über den Schicksalsschlag gehört worden, welcher doch den Nerv seines Lebens zerschnitten habe.

„Meinen ersten zaghaften Bericht wies er heftig und ungläubig zurück. . . Unmöglich, Hochwürden! rief er auffahrend. Wie hätte ich denn mein Minchen je allein über den Fluß fahren lassen, wenn sie das Rudern nicht verstünde, wie ich selbst? — Die fährt, so wenig wie ich, in die Stromschnelle hinein!"

Damit griff er nach seinem Hut und stürzte hinab an die Bucht. Nie sah ich Einen so rudern! nie Einen so den Strandweg entlang rennen!

In welchem herzzerreißenden Zustande er Abends wiederkehrte, davon weiß ich nichts. Ich wollte nicht Zeuge dieses Schmerzes sein. — Auch von dem, was Herr Starr und Frau Ulrike an jenem Tage mit einander sprachen, ist keine Kunde an eines Menschen Ohr gedrungen. Gesehen haben die Geschwister einander seit jener Unterredung nicht wieder — ob auch siebzehn Jahre darüber vergangen sind! — Tags nach derselben war in unseren Zeitungen Minchens Todesanzeige und die Auf-

forderung zu lesen, „man möge die Leiche des Mädchens suchen, der Schiffer, dem es gelingen würde, sie zu finden, solle reichlich belohnt werden.“ Herr Starr ließ auch das Grab für sie herrichten und Seelenmessen lesen.... Das Grab steht noch bereit und die Messen werden noch gelesen!

Minchens Kleider und Alles, was in ihrem Stübchen zu finden war, vertheilte Herr Starr an ihre Kleindorfer Freundinnen. Dann schloß er die Thür des Erkerzimmers, und .... eines Morgens, nach einer mondhellen Nacht, stand das Haus und der Felskegel so kahl da, wie Sie ihn kennen; der Rosenmantel lag unten in dem Wasserwirbel, der ihn tagelang hin und her trieb, ehe er völlig verschwunden war.

-- Mit vielen Rosen spielt er länger als mit einer Rose! hörte ich Herrn Starr sagen. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet, bis alle die Stöcke mit Wurzeln und Zweigen ausgerodet und von dem Hause und dem Felsen, die sie so fest umschlungen hatten, losgerissen waren.

Dann wurde das Haus graugelb übertüncht und über dem Thore das neue Wirthsschild aufgesteckt; „Gasthof zum Felsenhaus“ ist seitdem darauf zu lesen, während Wegweisertafeln an der Steintreppe und am Landungsplatz des Dampfschiffes „zum Felsenwirth“ hinauf wei-

sen. — Wem von da ab die alten, gewohnten Bezeichnungen: „Rosenhaus" und „Rosenwirth" auf die Lippen kamen, der ward mit so hartem Wort zurecht gewiesen, daß er sich das Versehen gewiß nicht zum zweitenmal zu Schulden kommen ließ. — Herr Starr ist nach wie vor, ja — die Andern sagen: mehr noch als zu zuvor' Gemeindevater von Kleindorf. Ich kann und darf das von meinem geistlichen Standpunkte nicht aussprechen, weil er zwar mehr als früher für das Wohlergehen Aller sorgt und arbeitet, und auch reichere Spenden an die Armen giebt; — aber das Alles in einer so frostigen, starren Weise, als ob er nur dem Gebote seines Verstandes folgte. An die Stelle schöner, menschlicher Theilnahme, welche aus dem Herzen und aus edler christlicher Gesinnung fließt, ist eine kalte Pflichterfüllung getreten.

„Pflicht und Ehre," fügte der Pfarrer nach einer gedankenvollen Pause hinzu, „daran hält er sich aufrecht!"

„Die besten Stützen, welche ein Mann überhaupt haben kann, Hochwürden!" bemerkte Egbert in seiner altklugen Art.

Henry hatte, den Blick auf den Waldboden geheftet, still dagesessen, vom Pfarrer, wie von Egbert gleich wenig beachtet. Jetzt zog er mit der Frage: „Wer hat

den Bräutigam ermordet?" die Aufmerksamkeit Beider auf sich. Verwundert wendeten sie sich ihm zu. Die Frage an sich war natürlich, aber Ton und Gesichtsausdruck, ja die ganze Haltung des Fragenden war ihnen überraschend. Henry schien in diesem Augenblicke nicht hinter seinem Alter zurück, sondern darüber hinaus zu sein. Der hilflose abhängige Knabe mit dem zarten blonden Köpfchen war verschwunden, und es war, als ob die Baumschatten, welche über sein ernstes Gesicht und den altmodischen Reiserock mit den langen Schößen hin und her glitten, ihn durch einen Waldgeisterspuk in ein altes Männchen verwandelt hätten.

„Dem Mörder ist man nicht auf die Spur gekommen," antwortete achselzuckend der Pfarrer.

„Nicht auf die Spur!" wiederholte Henry Holders mit beinah feierlichem Ernst. „Und dabei hat man es bewenden lassen?! Man muß jedem Mord so lange nachforschen, bis man dem Mörder auf die Spur kommt — denn ein unbestrafter Mord schafft zehn Verbrecher, die auf denselben Glücksfall des Nichtentdecktwerdens rechnen. Wenn ich Staatsanwalt werde, wird die Verfolgung eines so furchtbaren Verbrechens niemals aufgegeben werden!"

„Alle Wetter!" rief Egbert aufspringend und sich in seiner ganzen Höhe ausreckend, „ich will nicht Egbert

heißen, wenn das nicht Mimer, der Besitzer des bodenlosen Weisheitsbrunnens ist! Geben Sie Acht, Hochwürden, der verlangt im Handumdrehen für einen Trunk aus seinem Götterquell ein Auge von uns zum Pfande. Mir läge die Gefahr, auf den Handel einzugehen, wenigstens so nahe, wie unserem Stammvater Odin, denn ich bin, ohne gejagt zu haben, so durstig wie er!"

Henry Holders erröthete und schlug die Augen nieder. Die unnatürliche Spannung seiner Züge machte sogleich wieder dem kindlich schüchternen Ausdruck Platz. Der Pfarrer aber erhob sich und schien froh, die Geister jener trüben Zeit, die seine Erzählung heraufbeschworen hatte, los zu werden. Seine Gedanken eilten jetzt nach dem Schlosse voraus, wohin ihn der Nachmittags-Gottesdienst führen sollte.

„Dem Herrn sind alle Wege, die wir wandeln, anbefohlen!" sagte er halbleise zu sich selbst, und dann laut mit dem ihm so natürlichen Tone warmherziger Freundlichkeit. „Wir werden uns nun wohl einem Orte nähern müssen, wo unser Enkel Odins seinen Durst und seinen, gewiß bald ebenso lebhaft erwachenden Hunger stillen kann. Denn ich sehe schon, die Waldpoesie allein thut solches Wunder an Herrn Egbert nicht."

„An mir nicht, und an Ihnen auch nicht, hochwür-

diger Herr!" rief der braune Jüngling lachend, „und selbst Dieser da — wird wenigstens von vollen Gläsern nippen und von gefüllten Tellern kosten wollen!"

5.

Der Reichsbaron und seine Familie.

Während der leutselige Pfarrer von Kleindorf mit seinen beiden, so verschieden gearteten jungen Gefährten die Umgebung des Schlosses durchstreifte, und in seinem der Jugend zugeneigtem Herzen die Theilnahme für Egbert und Henry im raschen Wachsthum begriffen war, fühlten sich auch oben auf dem Schlosse die Gemüther eigenthümlich bewegt. Nur daß hier oben der Ausklang dieser Bewegung nicht so leicht zu vermitteln war, wie bei den drei Waldwanderern dort unten. Aus dem Grunde nicht, weil nur der alte Freiherr und seine Enkelkinder darnach strebten, dem Ungewöhnlichen, das sie überkam, Luft zu machen, während die Andern es schweigend oder mit weit abschweifendem Wort zu verbergen suchten.

Paula machte nicht viel Federlesens mit den Dingen, die ihr lästig waren; die wußte sich zu helfen und

half auch ihrem kleinen Bruder Karl, der nur ihr gehorchte.

„Großpapa, das sag' ich Dir, stillesitzen mußt Du mich nicht heißen! Ich hab' mich so gefreut, zur Dir auf die Felsenburg zu kommen, daß mein Herz ganz schwer davon wurde. Wenn Du also nicht willst, daß ich weine, so muß ich — springen."

Die Erklärung gab Paula dem alten Freiherrn gleich am ersten Tage nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse, und — es verstand sich von selbst, daß man seinen Liebling gewähren ließ.

Paula sprang also — „als ob sie es von den Kälbern gelernt hätte" — dachte Herr von Rüdehart, da er es zum erstenmal sah, — und Karlchen trippelte mit den kleinen Füßchen zierlich hinterher. Wenn er sie nicht einholen konnte, schlug mit den Aermchen, als ob es Flügel wären, und rief: „Paula! Paula!" Dann machte sie Kehrt, hob ihn empor und sprang so weiter. Nie athemlos, nie müde, ein Bild der Kraft und — des Mangels aller Grazie — ja aller Schönheit.

„Wo hat nur das Kind diese Häßlichkeit her?" dachte Jeder, der sie sah; denn die Schönheit der Felse von der Felsenburg war im Lande sprichwörtlich. Die Baronin war zur Zeit das am meisten bewunderte und

umworbene Fräulein am fürstlichen Hofe gewesen. Auch Herr von Rüdehart hatte am Beginn seiner Laufbahn, aber im Bewußtsein der Kraft, die ihn empor bringen mußte, den Blick zu ihr erhoben. Die kalte Abweisung, die er erfahren, war vielleicht mit ein Grund, daß er sich so schwer und so spät entschlossen hatte, dem alten Freiherrn, dem Führer der jetzt noch tonangebenden Partei im Fürstenthume, der einzigen, auf die er sich stützen konnte, seine Aufwartung zu machen.

Die Baronin mochte jetzt ihr achtunddreißigstes Jahr erreicht haben, aber noch konnte Niemand an einen Wendepunkt in ihrer Schönheit denken. Sie war eine im reichsten Licht und Farbenglanz gesättigte Blume; — ihre Gestalt von prächtiger Fülle, aber nirgend ein Uebermaaß. Kleidung, Haltung und Benehmen bekundeten das savoir faire der vollendeten Weltdame.

Und Heinrich Fels von der Felsenburg, ihr Gatte? Nun — das Lächeln, mit dem er einst als junger Gardeofficier alle Frauenherzen bezauberte, sparte er jetzt nur für Frau und Kinder auf. Was Andere sich in der diplomatischen Laufbahn angewöhnen, hatte er sich in derselben beinah abgewöhnt, die einnehmende Freundlichkeit für A l l e.

„Mein Heinrich muß immer eigenartig sein!" pflegte

die Baronin zu sagen, wenn man in ihrem Beisein diesen Umstand erwähnte. — War es aber wirklich jenes Lächeln ihres armen Vetters gewesen, das ihn auch ihr so unwiderstehlich gemacht hatte? War sie darum, dem streng versagenden Vater zum Trotze, so lange bei ihrem: „Ihn oder Keinen!“ geblieben, bis der Schicksalsschlag, der dem alten Freiherrn den einzigen Sohn, ihr den Bruder, der Familie den Majoratsherrn raubte, für sie entschied? Hatte der Zauber nicht vielmehr in Heinrichs Blick gelegen, dessen tiefblauer Himmel hinter den langen schwarzen Wimpern wie in Nacht gebettet lag? Oder in dem glänzend schwarzen Haar, das in natürlichen Locken die hohe Stirn umspielte? in den Lippen, die nach denen des jungen Antinous gebildet schienen? in der männlichen Haltung, in welcher physische Kraft von seltener Gewandheit geadelt war? oder in der Stimme, deren Wohllaut Jedem, der sie hörte, im Innern nachklingen mußte? . . . . Hatte die ganze äußerliche Erscheinung ihr das Bild seiner Seele in die Seele gelegt? . . . . Die Felse von der Felsenburg waren ein trotziges Geschlecht, das leicht Alles aufbot, um seinen Eigenwillen durchzusetzen.

Der alte Freiherr behauptete freilich, sie hätten stets nur das Beste gewollt; und dabei felsenfest zu beharren,

hieße nicht trotziger Eigenwille, sondern charaktervoller Edelsinn. — Die Baronin besaß ihn nun, ihren Herz und Sinn berückenden Mann. Seit sechszehn Jahren war er ihr eigen. Der alte Freiherr war mit dem, ihm einst so widerwärtigen Gedanken völlig ausgesöhnt; die Wunde, welche der Verlust des eigenen Sohnes ihm geschlagen, war vernarbt. Sein fürstlicher Freund hatte die Adoption des vermögenslosen Neffen bestätigt und den ehemaligen Gardelieutenant Carrière machen lassen. Heinrich Fels von der Felsenburg war jetzt Gesandter, Excellenz, und verstand es wie kein Anderer, die Person Sr. Hoheit würdig zu repräsentiren. Wie keine andere Frau es vermocht hätte, stand Baronin Renate ihm darin zur Seite. Ob sie es bemerkte, daß der geliebte Mann sich in den sechszehn Jahren ihrer Ehe sehr verändert hatte? „Verändert? Nun ja! Er ist älter geworden und ernster. Die Jahre und die viele Arbeit bringen das natürlich mit sich!" Er war noch immer einer der schönsten Männer, den man sehen konnte. Die frische Jugendfarbe und die Elasticität der Bewegung, die freilich waren von ihm gewichen. Seine hohe Haltung hatte jetzt etwas Steifes, das Manchem wohl auch hochmüthig erscheinen konnte. Das paßte ja aber ganz gut zu seiner Stellung!

Manchmal, wenn nach durchwachten Nächten, eine geisterhafte Blässe auf Baron Heinrich's Stirn lag, bemerkte es Paula. Paula war eilf Jahre alt, aber so groß und stark für ihr Alter, daß man sich nicht wunderte, wenn sie schon Vieles bemerkte und sich oft überraschend klug ausdrückte. Freilich die Felse von der Felsenburg waren auch ein sehr begabtes Geschlecht.

Sagte Paula dann erschrocken: „Papa, was fehlt Dir?" so fragte auch die Baronin: „Bist Du unwohl, Heinrich?" worauf der Baron lächelnd erwiderte:

„Ich habe das Depeschenfieber, Renate! — wie alle Andern meines Gelichters, oder etwas mehr. Wenn Du mir auf zwanzig Diplomaten einen rothbäckigen aufweisen kannst, gebe ich Dir ein Königreich."

Die Baronin küßte ihn auf die blasse Stirn, er küßte ihr die Hand, und es war gut. Ihrer Natur lag ängstliche Besorglichkeit fern, und wie sollte es ihr bei so völliger eigener Befriedigung einfallen, eine dunkle Wolke am hellen Himmel ihres Familienlebens zu sehen? Was konnte ihrem Heinrich fehlen? In dem Moment, wo sie ihm am Altar die Hand reichen durfte, war seine hervorragende Stellung im Leben gesichert, war sein Glück entschieden worden. Die Baronin verweilte noch bei der Morgentoilette. Der Baron und Herr von Rüdehart

gingen Arm in Arm auf dem Perron, vor der Fronte des Schlosses auf und ab, welche gegen Westen gewandt war und daher jetzt im Schatten lag. Beide mußten, ihrer Gewohnheit entgegen, hier früh aufstehen, denn der alte Freiherr frühstückte um Acht, speiste um Eins zu Mittag und ließ um Sieben das Abendbrod auftragen.

Die Freundschaft der beiden Männer datirte aus der Zeit, wo sie als blutjunge Officiere in einer kleinen Provinzialstadt in Garnison lagen. Johann von Rüdehart, um mehrere Jahre älter als Heinrich von Fels, war damals ein wilder Geselle, der mehr Bier und Wein vertrug und mehr Pferde zu Schanden ritt, als er bezahlen konnte, und vor dem alle Gutsbesitzer in der Runde ihre Töchter, die sie ihm niemals zu Frauen gegeben hätten, wie vor dem Feuer hüteten. Heinrich von Fels bewunderte ihn und eiferte ihm nach, obgleich seine Natur mehr zu phantastischen Ueberschwenglichkeiten neigte, als zum übermüthigen Jugendleben. Vielleicht hätte der Bund, in welchem Rüdehart etwas zu sehr die Rolle des Gebieters spielte, keinen langen Bestand gehabt, wenn Fels nicht in die Lage gekommen wäre, in einem Augenblick, wo es sich um eine Ehrenschuld handelte, für den Freund einstehen zu können. Das war der

Kitt, der für alle Zeit festhalten sollte, und über den Trennung und völlig auseinandergehende Verhältnisse nichts vermochten.

Heinrich von Fels wurde zur Garde nach der Residenz versetzt, an den Hof gezogen und gerieth dadurch bald in die peinlichste Lage. Ehe er sich's versah, war das knappe Erbtheil, welches dem früh Verwaisten von seinem Vater zugekommen, in den Händen seiner Gläubiger, er selbst wenig mehr als ein Bettler.

Der wilde Rüdehart hatte sich indessen aufgerafft, war verheirathet und in einer ansehnlichen Stellung. Er fing an, von sich reden zu machen, als die Revolution ausbrach.

Diese Revolution! — Wie viel unglückliche Familienereignisse verbarg sie unter ihren welterschütternden Folgen!

Eines der schrecklichsten, von dem jetzt Niemand mehr sprach, wenigstens mit dem alten Freiherrn nicht, — war der Tod seines Sohnes. Man wußte nur, er sei mit genauer Noth dem aufständischen Pöbel in der Residenz entkommen, habe Calais glücklich erreicht und unter fremdem Namen ein Schiff bestiegen, um sich mit seinem Vater zu vereinigen, welcher den Erbprinzen auf seiner Flucht begleitet hatte. Das Schiff wurde von

einem plötzlich ausbrechenden Orkan erfaßt und von den Untiefen des Meeres verschlungen.

Die Zeitungen nahmen von dem Unglück kaum Notiz. Von Majoratsherren und alten Geschlechtern war damals nur noch die Rede, wenn es sich darum handelte, über sie und ihre unpopulären Rechte den Stab zu brechen. Hochgefeiert wurden nur die Männer, welche alles bisher Bestandene als veraltet, unbrauchbar und schlecht in den Staub traten.

Aber als der Sturm sich legte, tauchten die Verschollenen, die ihn überlebt hatten, wieder auf, und fanden sich, zum Theil mit andern Gesinnungen, zum Theil unter andern Verhältnissen wieder.

So Johann von Rüdehart und Heinrich von Fels.

Rüdehart hatte mit richtigem politischem Takt erkannt, daß es für seinen Fürsten nur ein Mittel gab, sich zu behaupten und das Scepter des uralten Fürstenhauses in den Händen seines Erben zu erhalten. Dies Mittel war das enge Bündniß mit einem mächtigen deutschen Staate. Rüdehart's Rathschläge wurden gehört, und als der Erbprinz zur Regierung kam — durchweg befolgt.

Von da ab hieß die Parole des kleinen Landes: fester Anschluß an die Politik des Staatsmanns, welcher

bald den größten Einfluß auf die Geschicke Deutschlands ausüben wird. Der Rathgeber sollte nun selbst den Weg führen, welchen er zuerst als den richtigen erkannt und bezeichnet hatte. So ward General von Rüdehart Minister. Er hatte in dieser Stellung im kleineren Maaßstabe dieselben Kämpfe zu bestehen, welche sein großes Vorbild siegreich überwand. Der Erfolg sollte ihn krönen.

Inzwischen war aber auch aus dem schönen Gardelieutenant Heinrich von Fels ein Mann geworden. Nicht nur der Mann Renatens, und der künftige Majoratsherr der Hauptlinie des uralten Hauses der Felse von der Felsenburg, sondern ein ernster Mann, der seiner neuen Lebensstellung Ehre machen, — sie durch tüchtige Arbeit verdienen wollte. Durch Arbeit für's Vaterland und für den Fürsten, der ihm einen so hohen Beweis seiner Huld und seines Vertrauens gegeben hatte.

Das sah Rüdehart sogleich, als sie einander zum Erstenmal nach den dazwischenliegenden, verhängnißvollen Jahren wieder begegneten. Mit Erstaunen, aber nicht ungern bemerkte der werdende Minister zugleich, daß Fels unter allen äußeren und innerlichen Wandlungen die Freundschaft für ihn, die in unreifer Jünglingszeit auf ziemlich lockerer Grundlage ruhte, festgehalten habe,

und daß er ihm hohe Achtung entgegentrage. Rüdehart konnte diesen, ihm blindlings vertrauenden und mit selbstloser Bewunderung zu ihm aufblickenden Arbeiter wohl brauchen.

Er empfahl ihn dem Fürsten; und nach kurzer Lehr- und Probezeit, in der sich Baron Fels glänzend bewährte, schlug Rüdehart ihn in dem Augenblick, wo er selbst Minister wurde, erst zu einem kleinen und sehr bald zu einem wichtigen Gesandtschaftsposten vor.

Von da ab blieben die Beiden nicht nur in ununterbrochenem amtlichen Verkehr, es füllte auch ihr freundschaftlicher Briefwechsel alle Lücken aus, welche der erstere etwa in ihrem — Einverständniß noch übrig ließ. Heinrich von Fels führte eine feine Feder, wie er auch ein durchaus feiner Mann war. Darin grundverschieden von Johann von Rüdehart, unter dessen Tritten der Boden dröhnte, und dessen Worte Keulenschlägen glichen. Wo also eine zartere Saite angeschlagen werden und durch die politische Welt fortklingen sollte, da war es an Heinrich von Fels, der Dolmetsch des Freundes zu sein.

So vergingen manche Jahre. Jahre mehr oder minder heißer Kämpfe im Innern aller deutschen Länder. Ueberall fühlte man, daß die Zustände, so wie sie waren, nicht dauern konnten. Kein Klarsehender zweifelte daran,

daß sich eine Katastrophe vorbereite, und daß von kühner Hand die Knoten geschürzt wurden, welche nur das Schwert zerhauen kann.

Auch für Rüdehart war der Augenblick gekommen, wo er seinen Fürsten bestimmen mußte, Alles an Alles zu setzen, und da durfte ihm die einflußreiche Stimme des alten Freiherrn von Fels und die feste Fühlung mit der Partei, welche dieser Stimme folgte, nicht fehlen. Er forderte seinen Freund auf, nach der Felsenburg zu eilen, damit er den alten Freiherrn in seinem Sinne vorbereite und wollte dann selbst, auf der Durchreise nach Bad C . ., scheinbar der Eingebung des Augenblicks folgend, auf der Felsenburg vorsprechen.

Wie groß war Herr von Rüdehardt's Erstaunen, als er bei seinem Freunde auf entschiedene Abneigung stieß, seinem Wunsche zu willfahren.

„Papa ist nun schon daran gewöhnt, die Reise zu uns zu machen, und den Herbst und Winter bei uns zuzubringen. Weder meine Frau noch ich sehnen uns, die Felsenburg wiederzusehen. Mache nur Du selbst unserem alten Herrn Deinen Besuch; Du wirst Dein Ziel auch ohne mich erreichen."

„Ist der Junge toll!" rief Seine Excellenz, ganz wie zur Zeit der Jugendkameradschaft, wenn sein Nach-

treter Heinrich nicht sogleich seinen Willen that. Und wie damals fügte er, auf den Boden stampfend, hinzu:

„Ich werde Dich pariren lehren!“

In der That — nach einigen schwächeren Widerstandsversuchen — parirte Baron Heinrich von Fels.

Seit langer Zeit hatte der alte Freiherr sich vergeblich gesehnt, seine Kinder bei sich auf der Felsenburg zu sehen. „Viele gewichtige Gründe,“ hieß es immer, „machen dies unmöglich!“ Die endliche Erfüllung des Wunsches schien mit dem, von Herrn von Rüdehart gleichzeitig beabsichtigten Besuche zusammenzuhängen.

Als feiner Weltmann gab sich der Alte den Anschein, als glaube er daran, daß der Letztere nur ein, schon lange in Aussicht genommener Privatbesuch sei, bei welchem es sich für den Minister blos um die Ehre handle, dem Freunde Sr. Hoheit seine Aufwartung zu machen. Im Stillen wußte der Alte aber recht wohl Bescheid. Doch stimmte ihn der Umstand, daß er mittelbar dem Minister die Freude verdankte, den Sommer im Kreise der Seinen auf seinem Besitzthum zuzubringen, weit günstiger für Herrn von Rüdehart's Absichten, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Heinrich wußte die Sachen übrigens so fein zu wenden, daß nicht nur dem Stolze des alten Cavaliers kein

Abbruch geschah, sondern daß er sich sogar geschmeichelt fühlte — den hochbegabten Staatsmann und Minister persönlich um seine Gunst und seinen politischen Beistand werben zu sehen.

Indessen war der Sonntag herangekommen, der letzte Tag, welchen Herr von Rüdehart auf dem Schlosse zuzubringen gedachte, ohne daß der Alte es zur Erörterung der entscheidenden Frage hätte kommen lassen. Er war vielmehr recht augenscheinlich beflissen gewesen, derselben aus dem Wege zu gehen.

Davon sprachen die beiden Herren, während sie Arm in Arm auf dem Perron hin und her schritten.

„Mein lieber Fels, zum längeren Zuwarten habe ich keine Zeit! — Ich muß nach C., um meinen Nerven ein wenig aufzuhelfen, die durchaus nicht solche Stricke sind, wie meine Freunde aus der kräftigen Muskulatur meines Körpers zu schließen geneigt sind. Auch bemerke ich, daß seltsamer Weise meinem Kammerdiener, welcher, wie Du weißt, im Nothfall Schreiberdienste bei mir versieht, der Aufenthalt hier nicht zu behagen scheint. Der Mensch ist mir ganz unentbehrlich; ein wahres Juwel. Er treibt eine Art Cultus mit meiner Person, obgleich ich nichts weniger als zart mit ihm umgehe. Aber verstimmen will ich ihn nicht, sonst ist er doch im Stande,

mir den Dienst zu kündigen. Es muß ihm etwas hier oben recht unbehaglich sein, denn sein ohnehin verteufelt langes Gesicht ist während unseres hiesigen Aufenthalts noch einmal so lang und dazu aschgrau geworden."

„Soll ich nach dem Arzte schicken?" fragte Heinrich von Fels.

„Bewahre! Wir wollen kein Aufhebens machen, denn Fritze behauptet, es fehle ihm gar nichts! Und ich glaube selbst, daß es nichts weiter ist, als verletzter Hochmuth. Er pflegt sich als Kammerdiener des Ministers zu fühlen und spielt in der Residenz eine Art Rolle in meinem Hause. Dort giebt er den Leuten Audienzen, in welchen er mit Aplomb als mein Vertrauter auftritt. Ich gönne ihm dies billige Vergnügen — so lange ich keinen Nachtheil bemerke — wegen seiner sonstigen vortrefflichen Eigenschaften. Hier mag er nicht vertragen, daß die Diener Deines Schwiegervaters sich höher dünken als er, gleichwie ihr Herr" — — Rüdehart sprach jetzt leiser, „sich höher dünkt als ich."

„O!" rief Heinrich von Fels, den Schritt anhaltend, „laß Dich in Deinem Urtheil über unseren alten Herrn dadurch nicht beirren! Verzeih' ihm die Schwäche, daß er seine achthundertjährige Reichsunmittelbarkeit keinen Augenblick vergißt. Behandelt er doch auch mich,

erst seit ich der Vater seiner Enkel bin, als Seinesgleichen. Du weißt, wie er ehedem auf unsere Seiten-Linie herab sah, und wie er es meinem Vater nie verzieh, daß er sich eine Gattin aus neugeadeltem Hause gewählt. Es ist des alten Herrn einziger Fehler — und nach dem, was wir im Revolutionsjahr erlebten und täglich forterleben, frägt sich's noch, ob es ein Fehler ist. — Jeder Strolch will ja jetzt höher stehen als der Andere, — der Trieb zum Herrschen ist nun einmal in jeder Menschenseele!"

„In Deiner hab' ich ihn nicht wahrgenommen!" entgegnete Rüdehart mit versteckter Ironie.

Ein Schein von Röthe legte sich auf Heinrich von Fels's blasses Gesicht.

„Weil ich mich Dir stets fügte, meinst Du?" — — Die Worte klangen gedehnt, doch setzte er sogleich lebhafter hinzu: „Das beweist nur, daß ich der Erste war, der Dich erkannte, der hinter dem tollen Uebermuth des wilden Jagd- und Trunkgesellen den Geist ahnte, der unser Fürstenthum erheben, seine Feinde demüthigen und —"

„Du träumst, Junge! Von dem Allen ist noch nichts geschehen."

„Es wird geschehen! — Du weißt, daß es geschehen wird, Johann! und vergißt in diesem Augenblick,

daß ich in Deine Pläne eingeweiht bin. Wenn ich es aber auch nicht wäre, wüßte ich doch, was kommen wird — was kommen muß. So wenig täuscht mich, was meine Seele vorahnend erfaßt — durchdenkt — ja durchlebt. — Ich bin wie Hamlet im halbwachen Traum. Du bist der Mann, der den Augenblick festhält und, was er bringt, zu verwenden versteht. Schon sehen es Alle ein, wie weise Du unseren Fürsten berathen, und bald wirst Du mit in dem Lichtkreise stehen, der den großen Staatsmann umleuchtet."

Herr von Rüdehart ward der Mühe überhoben, auf diese Aeußerungen seines Freundes zu antworten, denn der Haushofmeister trat in die, schon früher durch einen der Tafeldiener geöffnete Mittelthür des großen Saales, als die beiden Freunde eben wieder vorbeigehen wollten und meldete, „daß der Herr Baron, Excellenz, die gnädigen Herren am Frühstücktisch erwarte."

Die ceremoniöse Meldung des steifen Factotums ihres Großpapa's unterbrechend, stürmte zu gleicher Zeit Irrwisch Paula aus dem Saal heraus und warf sich ihrem Vater an den Hals.

„Paula!" sagte dieser sanft verweisend, „grüße doch erst —"

„Erst Dich, Papa, dann den fremden Herrn."

„Kind, wie kannst Du diesen Herrn zu den Fremden rechnen?"

Paula zuckte die Achseln und sah den Freund ihres Vaters von der Seite an. Sie wußte offenbar nicht, wie sie das ausdrücken sollte, was ihr durch den Kopf ging.

Indessen wartete man auch nicht auf ihre kindischen Aeußerungen. Der Minister war schon in den Saal getreten; der blasse Vater, seinen von Gesundheit und Kraft strotzenden Liebling an der Hand, folgte ihm.

Mit königlichem Anstand kam der alte Freiherr seinem Gast einige Schritte entgegen. Trotz seiner 70 Jahre war sein Scheitel nicht kahl, und woben sich durch das ergraute Haar noch manche dunkle Fäden. Nur an beiden Schläfen fielen zwei silberweiße lockige Büschel auf, welche der alte Herr mit großer Sorgfalt pflegte. Man wollte bemerkt haben, daß sie vor dem Schlafengehen in Papillotten gewickelt wurden, und daß er ihnen, wenn er an den großen Wandspiegeln des Saales vorbeiging und eben bei sehr guter Laune war, noch manchen wohlgefälligen Blick zuwandte. Ob er dabei wohl der Zeit gedachte, wo sein rabenschwarzer Lockenkopf in der Residenz alle noch nicht verschenkten Herzen der Hoffräulein in ein schnürleibsprengendes Klopfen versetzte.

Aber kein scherzhafter Nebengedanke vermochte es,

den inposanten Eindruck aufzuheben, den seine wahrhaft vornehme Erscheinung auf Jeden ausüben mußte, der sich ihm näherte.

Man nahm am Frühstücktische Platz. Der Gast zwischen dem Schloßherrn und der Baronin, welche ihm anmuthig auseinandersetzte, wie die niederländischen Goblins aus dem 16. Jahrhundert, welche den herrlichen Saal schmückten, in den Besitz eines ihrer Ahnherrn gekommen waren. Der Schloßcaplan, welcher die Frühmesse in der Capelle gelesen hatte, nahm ebenfalls an dem Frühstück Theil. Er bemerkte, daß bei dem herrlichen Wetter der Park gewiß von Besuchern überschwemmt werden würde. Dazu lächelte der alte Freiherr, als wollte er sagen: „um so besser!" fragte aber statt dessen, ob der Pfarrer von H. die große Messe abhalten würde? Diese Frage beantwortete der Haushofmeister, der abseits stehen geblieben war:

„Ja, Excellenz, der Herr Pfarrer von H. hat zugesagt und zugleich den Herrn Pfarrer Hochwürden von Kleindorf zur Abhaltung des Nachmittagsegens angemeldet."

„Den Pfarrer von Kleindorf! Ei! das ist ja eine seltene — Ehre!"

Es mischte sich etwas Bitteres in den Ton, mit

dem der alte Herr diese Bemerkuug machte. Der Caplan war inzwischen vom Tische aufgestanden, um sich zurückzuziehen, blieb aber daraufhin noch hinter seinem Stuhle stehen und sagte wie berichtigend:

„Im Herbst und Winter, Excellenz —.“

„Ich weiß — ich weiß! der Pfarrer kommt wenigstens noch zu Zeiten, wenn ich nicht hier bin, nach der Felsenburg — der Starr aber setzt keinen Fuß mehr herüber!“ ... Und nach einer Pause fügte er halblaut zu seiner Tochter gewendet hinzu: „Als ob ich Schuld wäre, daß dem Einen sein Kind ertrunken ist, und daß auf den Bruder des Andern der Verdacht fällt — einen Kirchenraub begangen zu haben!“

Der Minister war nur mit erzwungener Aufmerksamkeit dem Gespräche mit der Baronin gefolgt; denn er war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der kleine Zwischenfall wäre ihm daher gewiß ganz entgangen, hätte er nicht zufällig bei den Worten des alten Herrn seinen Freund Heinrich von Fels angesehen und bemerkt, daß er zusammenzuckte, als ob ihn ein Blitzstrahl getroffen hätte. Das weckte denn doch das besondere Interesse des Ministers, und er wandte seine Augen fragend auf den alten Freiherrn.

Dieser legte die Hand auf den Arm seines Gastes,

gab dem Haushofmeister den Befehl, alle Festgemächer des Schlosses, die sogenannte Bildergalerie, die Antiquitätensammlung und den Ahnensaal öffnen zu lassen, und als der Kaplan, der Haushofmeister und die Tafeldiener sich entfernt hatten, sagte er zu seinem Gaste:

„Mein lieber Herr von Rüdehart — was Sie soeben gehört haben, bezieht sich auf Ereignisse des Jahres, welches für uns Alle ein böses — mir — ein besonders schreckliches Jahr gewesen ist . . . Der Verlust meines Sohnes hatte anfänglich für mich Alles in den Hintergrund gedrängt. . . . Erst als ich hierher zurückkehrte, behaupteten auch die Ereignisse ihr Anrecht an meine Theilnahme. Und wahrlich — daß Gotthelf Starr's einziges Kind in der Stromschnelle im Angesicht des Vaterhauses ertrunken war, bewegte mich nicht nur, weil die Familie Starr meinem Hause so treuergeben und die beste der ganzen Landschaft ist, sondern auch, weil der Vater seine einzige Tochter in eben derselben Weise verlor, wie ich meinen einzigen Sohn! . . . . Daß aber der Alte der ganzen Welt und, wie es scheint, mir am meisten ob seines Unglücks grollt — ist eben so thöricht, als gottlos! — — — Zwei andere schreckliche Vorfälle derselben Zeit sind unaufgeklärt geblieben: ein Mord im Waldrevier des Berges, den man das Felsenthor nennt —

und ein Kirchenraub in meiner Schloßcapelle. Mein damaliger Schloßcaplan, der jüngere Bruder des Pfarrers von Kleindorf, war mit meinem Sohne auf der Felsenburg aufgewachsen, verdankte mir Alles und war uns Allen sehr lieb. Sein plötzliches Verschwinden veranlaßte den Verdacht, von dem ich vorhin sprach. Ich selbst habe ihn nie getheilt.

Doch — lassen wir diese alten Geschichten, deren Erwähnung meinen Schwiegersohn immer ganz besonders ergreift — und machen wir einen Gang in's Freie! — Ich möchte Ihnen gern noch mein Schloß von der Seite zeigen, wo man den besten Gesammteindruck empfängt und zwar ehe die Sonne ihren rothgelben Mantel darauf legt."

6.

Das Aschenweibchen.

„Nun Herr von Rüdehart, wie gefällt Ihnen mein Haus?"

„Es ist ein Königsbau, Excellenz!"

„Getroffen! Es ist ein Königsbau; der besterhaltenen und schönsten einer aus der Zeit, wo Deutschland unter den sächsischen Kaisern mächtig aufblühte. In Italien kam der schüchterne Nordländer zum Bewußtsein des eigenen künstlerischen Sinns, und nach den Mustern, welche sich ihm dort in die Seele senkten, gestaltete er in der Heimat erhabene Werke wie Dieses. Wären Sie nicht so ganz in die Geschichte der Gegenwart vertieft, dann würde ich Sie wohl auffordern, in der Schloß-bibliothek die Folianten aufzuschlagen, in denen die Annalen meines Hauses mit denen der hier regierenden Fürstengeschlechter bis auf unser jetziges Regentenhaus,

und mit Diesem bis auf den heutigen Tag fortlaufen. . . . Stolz waren die Felse immer, vielleicht hart in ihrem Stolze! Sie ließen sich nichts bieten; selbst von dem fürstlichen Herrn nicht, dem sie mit Leib und Leben dienten. Auf manchen ausnahmsweisen Vorzug, welchen sie sich mit Gut und Blut erworben, hielten und halten sie noch. Allen voran standen sie in der heißen Schlacht; in erster Linie zog man sie auch in den hohen Rath. So war es — und so ist's noch heute. Drei Landbezirke mit ihrem seßhaften Adel geben ihre Stimme unter meiner Führerschaft ab. Fest, lauter, treu! ist unser Wahlspruch. Und sehen Sie sich unser Wappen an: Eine Thurmspitze; daran gelehnt ein Fürstendiadem; davor auf der Mauer ein Adlernest; über Allem ein Netz von Sonnenstrahlen. Die Deutung ist nicht zweifelhaft: „Unter Gottes Auge für unseren heiligen Glauben und für unseren angestammten Fürsten auf der Bresche allzeit bereit!"

Die hohe Gestalt des alten Freiherrn schien bei diesen Worten zu wachsen; das goldgestickte schwarze Sammtkäppchen vom Haupte nehmend, stand er hoch aufgerichtet einige Augenblicke da. Dann schritt er auf den Erker zu, in dessen weitem Halbkreis der großartige Saalbau einen überraschend schönen Abschluß fand. Durch fünf hohe Bogenfenster, deren reiches Rahmenschnitzwerk

sich berührte, fiel das Oberlicht herein. Eine Estrade, zu der mehrere mit türkischen Teppichen bedeckte Stufen hinaufführten, erhöhte den Erker über den Saal und schied ihn gleichsam in imposanter Weise von diesem. Die Sessel, welche oben um einen von Broncelöwen getragenen Marmortisch standen, waren wirklich alte Königssitze. Vor allem der mittlere, auf dem der Freiherr Platz nahm, und von dem es hieß, Otto der Große habe ihn für seine Gemahlin Adelheid anfertigen lassen, nachdem sie ihm den Sohn geboren hatte.

„Nun, Herr von Rüdehart, blicken Sie einmal in den Saal zurück und die Zimmerreihe hinab, welche sich daran schließt!

Wenden Sie sich dann der Aussicht zu, die wir von hier genießen können, und sagen Sie mir, die Hand auf's Herz, ob ich nöthig habe, auf Reisen zu gehen und für meine alten Augen die schönen Werke der Natur und Kunst in der Fremde aufzusuchen?"

„Herr Baron!" entgegnete der Minister, „Sie haben hier in der That nach beiden Richtungen hin Herrliches vor sich; und Sie haben dabei zugleich, was dem idealen Genuß ganz eigenthümlichen Werth verleiht — die Genugthuung des Besitzes. Dieses herrliche Schloß und Alles, was Sie von diesem Erker aus über-

blicken, ist, so viel ich weiß, bis an den Fluß hin, dessen Silberband die äußerste Grenze von Felsburg berührt. — Ihr Eigenthum."

„Ganz recht! Und ganz zutreffend hervorgehoben — mein Eigenthum. Das heißt, der auf die bestehenden Gesetze gegründete und auf die Ehrwürdigkeit von Jahrhunderten zurückweisende Bestand meines Heimwesens. — Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Minister, können wir hieran anknüpfen, was Sie mir zu sagen haben, was Sie eigentlich zu mir geführt hat. Mein Schwiegersohn hat mir Ihre Absichten in einem sehr günstigen Lichte dargestellt. Das Zusammenbrechen der unhaltbaren Verhältnisse sehe auch ich kommen, und daß es für unser Land am gerathensten ist sich dort anzuschließen, wo der Schwerpunkt der Frage und die Führerschaft in dem bevorstehenden Kampfe ruht, ist mir klar geworden. Eben so glaube ich, daß Sie der rechte Mann sind, unser kleines aber doch nicht unbedeutendes Land den Weg der Ehre und des Heils zu führen. Ich rechne darauf, daß unter Ihrer Führung unsere Partei, die einzige zum Rechte stehende, nicht geschädigt werden wird, während wir den äußeren Feinden endlich einmal zeigen, daß wir ihnen gewachsen sind. — Gott weiß, ob wir es noch sind!"

Bei diesen Worten dämpfte der alte Herr seine Stimme.

Die drei Herren verharrten noch lange in ernstem Gespräch. Nur manchmal warfen sie einen Blick zum geöffneten Mittelfenster hinaus und sahen die sonntagsfrohen Menschenschwärme über den Fußpfad und Fahrweg dem Schloßberge zuströmen.

Die Zehnuhrmesse in der schönen Capelle und die an Sonntagen dem Publicum zugänglichen Sehenswürdigkeiten lockten Einheimische und Fremde herauf.

Aber auch zur Mittagstafel des Schloßherrn waren heute viel kleinere Gutsbesitzer, zum Theil entferntere Verwandte des Felsenburg'schen Hauses, und eine beträchtlche Anzahl von Honoratioren aus T. . . und H. eingeladen.

Herr von Rüdehart, froh über seinen Erfolg, setzte die ganze Gesellschaft durch seine liebenswürdige Gesprächigkeit in Erstaunen. Das entwölkte auch Heinrich von Fels' tiefernste Stirn und zauberte ein Lächeln auf seine Lippen und einen Schimmer von Farbe auf sein Angesicht.

Um die Mittagsstunde war im weiten Kreise der Felsenburg Alles still. Unter dem Druck des glühenden Sonnenstrahles schien selbst der Bach nur mit leisem Gemurmel die kleinen Quellen zu begrüßen, die von den Bergen herab und aus den Wäldern heraus auf ihn zueilten. Wo waren alle die geputzten Menschen hingekommen, welche am Morgen Weg und Steg überfluthet hatten?

Der Königsgeier, der hoch in den Lüften sein Sonnenbad nahm, wußte es. Derjenigen spottend, die, was ihn labt und kräftigt, schwach und müde macht, hätte er davon berichten können. Er sah's, wie die Menschenwogen, in Gruppen aufgelöst, da und dort im Walde lagerten. Der schöne Wald mit seinen zauberhaften Ruheplätzen konnte so Vielen Raum und lauschigen Schatten geben. An Höhen und Hängen, in Felsenbrüchen und Felsengrotten, einander nah und doch geschieden, harrten sie der Nachmittagsstunden, um das Ziel ihres Ausfluges, den nach der Felsenburg schönsten Punct des ganzen Gebirgsstocks, das sogenannte „Felsenthor" zu erreichen. Fußgängern, welche von T. . . über's Gebirge herüberkamen, lag es so zu sagen am Wege. Sie hatten nur den Waldpfad, der sie bis zum Felsenthorberge geführt hatte, weiter zu verfolgen. Auf seinen

Zickzackwindungen aufwärtsstrebend, erreichten sie auf halber Höhe einen schönen Ruhepunct, den man „Die Klause" nannte. Sie trafen hier mit Denen zusammen, welche von H. heraufgekommen waren, und auch ein dritter, vom Fuß der Felsenburg heraufführender Pfad, der steilste von den Dreien, mündete hier.

Die Klause war ursprünglich nichts als eine, in den wilden Felsenleib tief einschneidende uud ungewöhnlich hohe Höhle gewesen. Der alte Freiherr hatte der Natur durch einen Mauervorbau nachgeholfen und die Höhle in eine Hütte verwandeln lassen, ohne ihr doch den romantischen Zauber, der ihrer ursprünglichen Gestalt innewohnte, zu nehmen. Sie war vielmehr ganz so ausgestattet worden, wie es in Ritterromanen zu lesen ist. Auch der Klausner selbst fehlte nicht. Man nannte ihn Bruder Thebald, und er gehörte seit vielen Jahren so sehr mit zu den Wundern des Felsenthores, daß die in der Gegend Ansässigen sich Dieses ohne ihn gar nicht denken konnten. Die einfache Lebensgeschichte des alten Soldaten mit dem Stelzfuß kannte ein Jeder. Aber sein Alter war nicht nur für Fremde, sondern auch für Einheimische problematisch, da sie sehr bald bemerken mußten, daß sein langer weißer Bart von Flachs, und die Glatze auf seinem Haupt von Leder war. Jung

konnte Bruder Thebald nicht sein, weil er in H. eine Tochter und Enkelkinder besaß. Aber er war ein noch munterer Geselle, der seine Klausner-Rolle so vortrefflich zu spielen verstand, als ob er sie von dem berühmtesten Schauspieler gelernt hätte. Nebenbei war Bruder Thebald ein vortrefflicher Harfenspieler, und selbst sein Gesang war so übel nicht. Auch konnte man vor der Klause ein Baumrindenkörbchen voll Erdbeeren und Blaubeeren, ja selbst Waldkirschen zur Labung erlangen. Denn aus den zerstreut im Gebirge liegenden kleinen Bauernwirthschaften brachten die Kinder solche Schätze nach der Klause, um sie Bruder Thebald zu schenken, oder zu verkaufen. Hatten die Spaziergänger sich hier gelabt, so zogen sie, von Harfentönen begleitet, aufwärts weiter. Die Zickzacklinien, welche der jetzt steilansteigende Weg um den Gipfel des Berges beschrieb, wurden immer enger und kürzer, je näher man der Stelle kam, wo die geborstenen Felsen ein Thor bildeten, das wie von Cyklopenhänden zusammengefügt erschien. In immer wilderer Schönheit wand sich der steile Weg zwischen den tief unten gähnenden Abgründen und den von dem Gipfel des Berges gleichsam herabstürzenden Felsgebilden hin. Eigenthümlich war auch das Spiel der Schatten eben hier, wo das Auge bei jedem Aufblick eine auf den

Fels herabgeneigte Gestalt zu erblicken glaubte. In diesem Gewirr seltsamer Formen, zwischen welchen bewegliche Schatten hin und her glitten, konnte eine erregbare Phantasie beim Wandern durch die Waldeinsamkeit sich leicht in eine Geisterwelt versetzt wähnen. — Freilich, unter einer lustig plaudernden Schaar brachten die huschenden Schatten und die gespenstigen Steingebilde schwerlich einen geisterhaften Eindruck hervor.

Und jenseits des Felsenthores war es mit dem Spuk auch vorbei. Denn der uralte Fels hatte eine runde grüne Erdmütze auf sein Haupt gestülpt. Darauf weideten Kühe und Lämmer und darauf stand auch eine Milch- und Kaffeewirthschaft für die Vergnügungszügler. Sie hieß: „Zur Aussicht über dem Felsenthor", und man überblickte von dort, ebenso wie vom Thurme der Felsenburg, die ganze Landschaft zwischen T. . . und H.

In der Mittagsstunde, wo sie Alle im Walde ruhten, die Nachmittag nach der Klause und von dort durch das Felsenthor auf die grüne Matte hinauf gehen wollten, tanzten vor dem grellen Sonnenstrahl Wolken und Waldschatten ihre wildesten Reigen.

Der Geier hatte sich eben auf sein Nest niedergelassen und breitete über die kreischenden Jungen die weiten weißen Flügel aus. Wie jämmerlich mußte ihm

die kleine winzige Gestalt erscheinen, welche dort unten aus dem Forsthause heraus, den Hügel hinab, schräg über die Fahrstraße und den Brückensteg eilte, der sie an's jenseitige Ufer des Baches führte. Sie trug in der Rechten einen Henkelkorb, der nicht leicht zu sein schien, und in der Linken einen Rosenstrauß. Doch war's, als fühlte sie nur die Last zur Linken, wenn sie anhielt, um zu ruhen. Sie that es nicht oft, denn diese Last konnte sie doch keinen Augenblick und an keinem Ort niederstellen — es war ja nicht der Rosenstrauß, es war ihr schweres — schweres Herz! — Wußte sie noch, wie viele Jahre sie daran schon getragen hatte? O gewiß! Ihrem Gedächtniß war zwar so Vieles entschwunden! Was ihr aber diese Centnerlast aufgebürdet und wie es geschehen, das war ihr voll und klar erinnerlich.

Wie die meisten Menschen, schrieb sie das Alles den Umständen, und nichts der eigenen Verschuldung zu. — Heute gönnte sie sich gar keine Ruhe. Als ob das Wichtigste versäumt würde, wenn sie eine halbe Stunde länger auf ihrem Wege zur Klause verweilte, so trugen die Kinderfüßchen die kleine Frau fort. Die Schweißtropfen perlten von den grauen Löckchen auf das verfallene alte Gesicht herab, und ihr Athem ging kurz. Dennoch wollte sie keine Schwäche zeigen und war es

ihr darum lieb, daß Bruder Thebald noch nicht auf seiner Steinbank vor der Klause saß, als sie oben ankam. Sie fand sogar, wie niemals sonst, die Thür der Klause geschlossen.

Das Beginnen der kleinen Person war recht charakteristisch.

Sie stellte den Korb auf die Bank, schob den Deckel zurück und langte ein graues Umschlagetuch heraus, in welches sie sich fest einhüllte. Denn es wehte hier kühl von dem unscheinbaren Brunnen her, in welchem die Waldquelle hineinplätscherte. Kleine Leute befleißigen sich gewöhnlich einer sehr aufrechten Haltung; bei ihr mochte sich zu dieser instinctiven Eitelkeit ein vielleicht in ihrer Familie erblicher, und von ihr selbst mit besonderer Sorgfalt genährter Stolz gesellt haben, denn ihr Körperchen strebte mit der auffälligsten Steifheit empor. Kerzengerade saß sie auch jetzt bis ihr Athem ruhig und gleichmäßig wurde. Dann trocknete sie mit einem feinen Leinentuche ihr Gesicht und brachte ihren Anzug in Ordnung. Als sie damit fertig war, stand sie geschäftig auf und fing an zu wirthschaften.

Das Brunnenbecken war mit bunten Kieselsteinen ausgelegt und nur so tief, daß man auf Armlänge seinen Grund erreichen konnte. Um seinen Rand hatten die

schönsten Moose ein weiches, immer feuchtes Kissen gebildet. Darauf legte das graue Dämchen den mitgebrachten Rosenstrauß. Grau? — Ja — grau war Alles an ihr! Selbst das hochaufgarnirte Crêpemützchen, an dem von jeder Seite der zu hoch gewölbten Stirne drei graue Locken mit langen Haarnadeln steif aufgesteckt waren. In's Graue — ach: schattirte auch ihre Gesichtsfarbe, seit sie das schwere — schwere Herz, und den immer nur damit beschäftigten Sinn hatte. — Die Leute hatten an ihrem Unglück zuerst wohl regen Antheil genommen, aber die Theilnahme an Anderen ermüdet ja so leicht! Und wenn die Betroffenen in ihrem Schmerze verharren und sich vielleicht dem Umgange der Menschen lange entziehen, dann legt man ihnen das wie eine Beleidigung aus und behandelt sie als Sonderlinge und noch schlimmer. So war es Frau Rieke allmälig ergangen. Man nannte sie das „Aschenweibchen" und ging ihr, in den — gar seltenen Fällen — wo man ihr begegnete, aus dem Wege.

Sie war jetzt zu der Bank und allem Anschein nach zu ihrem Hauptgeschäft zurückgekehrt, welches darin bestand, den länglichen Birkentisch vor dem Sitze des Klausners mit einer blendend weißen Serviette zu bedecken, und dann den Inhalt des Korbes, das Mittag-

brod, für Bruder Thebald darauf zu stellen. Als sie auch damit fertig war, wollte sie eben den Glockenstrang anziehen, welcher neben der Thür der Klause herunterhing, um Bruder Thebald das Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben, als sie eine Stimme hörte, die nicht seine Stimme war. Sie kam aus einem geöffneten Schubfensterchen über der Mauerwand der Klause.

„Du bewahrst sie mir also, bis wir von C. zurückkehren. Vielleicht werde ich mit dem Gepäck vorausgeschickt, in welchem Fall ich Dir Tag und Stunde, wo ich H. passire, angeben werde."

Eine Antwort Bruder Thebald's vernahm die Lauscherin wider Willen nicht; sie glaubte ihn nur seufzen zu hören und seufzte unwillkürlich nach. Die fremde Stimme fuhr fort:

„Jedenfalls werde ich bestimmen, wie Du sie mir zuzuschicken hast, falls ich sie nicht bei der Durchfahrt in Empfang nehmen kann!"

Auch diesmal erfolgte keine Aeußerung von Bruder Thebald. Er öffnete aber die Thüre und trat hinter dem Fremden heraus, der sich mit einem kurzen: „Adieu!" sogleich nach rechts wandte, um den Rückweg nach dem Schlosse einzuschlagen. Da der gedeckte Tisch, hinter dem die kleine graue Dame saß, der Thür zur Linken

stand, drehten beide Männer ihr den Rücken zu. Der Klausner schaute mit niederhängendem Kopf, wie es sonst nicht seine Art war, dem Davongehenden nach. Man konnte auf etwa zwanzig Schritte dessen Weg mit den Augen verfolgen, da er, anfänglich aufsteigend, an dem Felsen vorbei führte, welcher die Höhle des Klausners gebildet hatte. Die eigenthümlichen Steingestalten, welche sich mit ihren Schatten nach der entgegengesetzten Richtung hin, auf den Weg zum Felsenthor herabneigten, schienen hier ihren Anfang zu nehmen, und, wie die Sonne jetzt stand, war es wunderlich zu sehen, wie eine nach der andern von der Höhe herabzuschweben und sich in den Weg zu legen schien. An der steilsten Stelle stand ein eisernes Kreuz mit einer vergoldeten Inschrift. Gleich auseinanderfallenden Aehren glänzte eben jetzt ein Büschel von Sonnenstrahlen an der Vergoldung.

Bruder Thebald starrte dem Davongehenden nach, bis er ihn bei dem Kreuze, wo er seinem Blick entschwinden mußte, anlangen sah. Dann hob er den Kopf, schüttelte sich, und wollte eben seinem Stelzfuß den Schwung linksum geben, als er bemerkte, wie Der, den er so gern fortgehen sah, zurücktaumelte, sich umwandte, und gleich, als jage etwas hinter ihm her, der Klause wieder zustürzte.

Der dürre Mann war kreideweiß im Gesicht.

Der Klausner sah es wohl, und sah auch, wie er beim Anlangen mit den Händen ausgriff, als suche er einen Anhaltspunct; doch that er keinen Schritt, um ihn zu unterstützen. Das Aschenweibchen hingegen setzte ihre Füßchen so rasch in Bewegung, um Wasser aus dem Brunnen zu holen und den vollen Becher dem inzwischen am Felsen Hingesunkenen zu bringen, daß dessen erster Blick, nachdem er sich erholt hatte, auf die kerzengerade Gestalt des kleinen hilfreichen Persönchens fiel.

Wie aber hilft man Einem, der am hellen Tage Gespenster sieht?

Der dürre Mann stöhnte bei ihrem Anblick: „Jesus Maria!" und wäre vielleicht ohnmächtig geworden, hätte Bruder Thebald nicht rechtzeitig seinen verwirrten Sinn zurechtgesetzt, indem er Frau Rieke, „freiherrlich Felsenburg'sche Unterförsterwittwe", dem Kammerdiener Sr. Excellenz des Herrn Ministers förmlich und feierlich vorstellte.

Jetzt faßte und verbeugte sich Herr Fritze; — vielleicht etwas tiefer, als er es sonst im Bewußtsein seiner Stellung gethan haben würde. Und als ob er den verwunderlichen Zwischenfall, dessen Zeugin sie geworden war, erklären müßte, sagte er: „Es muß dort oben —

ein — Natterneſt ſein! . . Ich — trat — auf Eine! — Es giebt Menſchen — die vom Erdbeergeruch ſchwach werden — — warum ſoll ich nicht — einen etwas weiten Umweg machen — um — Nattern auszuweichen?"

Frau Rieke neigte bejahend ihr ſteifes Köpfchen; und der Klausner murmelte für ſich etwas wie: „ſelbſt 'ne Natter". Bald aber kam der Kleinen etwas Anderes zu den Sinn. Sie fand im Geſichte des Herrn Kammerdieners eine Aehnlichkeit mit irgend Jemand, auf den ſie ſich zu beſinnen ſuchte, und das ſtrengte ſie ſo an, daß ſie einen Druck auf der Stirn zu fühlen begann. Es war gut, daß Herr Fritze ſie darin ſtörte, indem er ſich raſch und in vornehm herablaſſender Weiſe verabſchiedete. Er ſchlug jetzt den Weg ein, den ſie heraufgekommen war, und machte ſo den Umweg von anderthalb Stunden, um wieder nach der Felſenburg zu gelangen.

Frau Rieke ſaß und ſann — und ſann. Da fiel ihr ein, daß der Klausner ihr den Namen des Herrn Kammerdieners nicht genannt hatte, und ſie fragte darnach, weil ſie hoffte, damit auf die richtige Spur zu kommen. Aber Bruder Thebald hatte den Namen vergeſſen. Der Herr Kammerdiener war, wie er ſagte, nach der Klauſe geſchickt worden, um ihm zu melden,

daß der alte Freiherr und seine Mittagsgäste am Nachmittag den Spaziergang nach dem Felsenthor machen würden.

„Das heißt so viel, Frau Rieke, daß ich meinen Bart und meine Kutte bürsten, meine Harfe stimmen, und meine schönsten Lieder bereit halten soll.“ Und als läge ihm viel daran, seine kleine Wohlthäterin von dem Versuche abzubringen, ihre Erinnerung aufzufrischen, setzte er sich an den gedeckten Tisch und prüfte den Inhalt der Speiseschalen.

„Immer des Guten so viel!“ rief er, faßte die Hand der kleinen Dame und bat sie, neben ihm Platz zu nehmen. „Nein — heut sogar mehr als sonst, wie ich sehe!“

„Heut ist ja Sonntag!“ und als sie bemerkte, daß Bruder Thebald nicht zulangte, sondern was sie ihm vorgelegt hatte, zerstreut betrachtete, fügte sie entschuldigend hinzu: „Bin heute sehr spät heraufgekommen! . . Habe Besuch gehabt! . . . Der Herr Pfarrer aus Kleindorf! . . . Kleindorf!“ wiederholte sie seufzend. Jetzt waren ihre Gedanken in's alte Geleise zurückgekehrt. Sie tippte mit dem Zeigefinger ihrer Kinderhand auf die Achsel des Klausners und richtete aus ihren blaßblauen Augen, einen ängstlich fragenden Blick auf Bruder Thebald. . . . Er fühlte das Antippen

nicht und sah den Blick nicht, und als sie sich an sein Ohr neigte und mit dem Ausdruck gespannter Erwartung fragte! „Sie haben ihn doch gut aufbewahrt?" fuhr er in die Höhe und rief mit aufgeregter rauher Stimme:

„Was soll ich aufbewahrt haben?"

Sie erschrak, sagte aber doch mit einem Ton, den man kindisch trotzig hätte nennen können, wäre ihr Gesicht dabei nicht um viele Jahre älter geworden und ihr Blick nicht so eigenthümlich in die Ferne geschweift:

„Nun — den Brief — von —" Ihre Lippen bewegten sich weiter, aber der Name blieb wie ein stummer Hauch auf ihnen liegen.

Dem Klausner war das nichts Neues. Dafür, daß Frau Rieke ihn reichlich unterstützte, und sich des ärmlichen Haushaltes seiner Tochter und Enkelkinder in H. mütterlich annahm, mußte er jahraus, jahrein täglich dieselbe Frage von ihr hören, und ihr täglich dieselbe Antwort geben. Heute zum Erstenmal war der muntere Alte, von anderen Gedanken belästigt, aus der Rolle gefallen. Er faßte sich aber sogleich, nahm die beiden Händchen seiner kleinen Wohlthäterin in seine großen markigen Hände und sagte mit salbungsvollem Ton: „Der liebe Gott stellt Ihre Geduld auf eine lange, schwere Probe. Aber Sie dürfen deshalb nicht verzagen.

Wenn das Felsenthor und meine Klause unter dem schrecklichsten Gewitter stöhnen, weiß ich, daß hinter der schwärzesten Wolke die Sonne lauert; wenn das Herz verzweifeln will, ist die Freude, die es erlöst, auf dem Wege."

„Auf — dem — Wege!" wiederholte sie so leise, als ob sie ein schlafendes Kind zu wecken fürchtete. Dann stand sie auf, zupfte eilfertig die Falten ihres Kleides zurecht, und schickte sich zum Fortgehen an.

„Wohin so schnell, theuerste Frau Rieke?" fragte der Klausner, indem er Miene machte, sie zurückzuhalten. Sie legte den Finger auf den Mund und flüsterte mit demselben abwesenden, im Leeren suchenden Blicke: „Entgegen!" Da holte der Klausner den Rosenstrauß von dem Mooskissen des Brunnens und wollte ihn ihr geben. Sie schüttelte aber den Kopf und sagte: „Legen Sie ihn heut zu seinem Kreuz — ich muß eilen, ihr einen andern zu binden. . . . Wie wird sie sich über ihre schönen Rosen bei ihrer lieben Linde freuen!"

Damit schlug sie langsam und wie in tiefes Sinnen versunken, den Weg abwärts ein, denselben Weg den sie, mit dem Korbe belastet, so athemlos schnell aufwärts gegangen war.

7.

Der Klausner.

Bruder Thebald schüttelte sich wieder, als wollte er sagen: „Gott sei Dank! nun bin ich auch das los!" und setzte sich hin, um in Ruhe seine Mahlzeit zu vollenden, ehe er seine Vorbereitungen zum Nachmittag traf.

So gut aber sollte es ihm nicht werden. Mit ihm und mit Anderen schienen die Berggeister heut ihr Spiel treiben zu wollen. Er hatte eben Kutte, Bart und Glatze abgelegt, und sich behaglich hingestreckt, um seinem robusten Oberkörper ein Luftbad zu gönnen, während er Lippen und Magen an des Aschenweibchens köstlichen Gaben labte, da ertönte von dem Zickzackwege herauf, von kräftig schöner Jünglingsstimme gesungen, das bekannte Raimund'sche Aschenlied. Ehe Bruder Thebald Zeit fand, Speiseschaalen und Bierkrug zu entfernen, und sich als armer, von Wurzeln und Quellwasser lebender Eremit in Positur zu setzen, tauchte die hohe Gestalt des jugend-

lichen Sängers am Rande des freien Platzes, im Angesicht der Klause vor ihm auf.

Ein Augenblick gegenseitigen Erstaunens, der zugleich ein Augenblick scharfer Prüfung war, folgte. Dann rief Egbert:

„Ertappt!" und ließ ein frisches Lachen durch den Wald schallen.

„An Aschen!" gab Bruder Thebald in eben der Art zurück, raffte die abgelegten Zeichen seines frommen Standes von der Bank auf und verschwand damit in der Klause.

Egbert wandte sich und rief seinen ihm langsam nachfolgenden Gefährten zu:

„Rasch! rasch, Hochwürden! Vorwärts Henry Holders! Ich habe hier einen Feind aus dem Felde geschlagen und seine Mahlzeit erobert, die nicht schlecht zu sein scheint."

Als eine Viertelstunde später Bruder Thebald wieder in voller Eremitentracht aus seiner Thüre trat, brachte Henry Holders eben die reingewaschenen Schaalen vom Brunnen zurück, und Egbert legte in jede derselben ein Silberstück.

„Sind wir quitt, Bruder Klausner?" fragte er, den Schalk in Mund- und Augenwinkeln.

Bruder Thebald wog die Silberlinge in der flachen Hand, ehe er sie in die weite Tasche seiner Kutte versinken ließ, dann nahm er den leeren Bierkrug in die Linke und streckte seufzend die Rechte dem Pfarrer hin.

„Wer das Bier aus dem Starr'schen Keller in Kleindorf kennt, der weiß den Verlust des Armen, den ich damit laben wollte, zu schätzen!" so klagte er, den Flachsbart wiegend und sich bemühend, der rauhen Baßstimme einen möglichst weichen Ausdruck zu geben.

Der Pfarrer langte lächelnd seinen magern Beutel heraus, und Henry wollte erröthend dasselbe thun, als Egbert Protest einlegte.

„O bitte Hochwürden! bleiben wir doch bei dem Wahlspruch, der Ihnen so gefällt: Viribus unitis! Sie tractirten mich und meinen Gast Henry Holders mit dem köstlichen Waldfrühstück, ich tractire Sie mit dem Mittagmahl. Wir, Bruder Klausner, werden schon Handels einig werden."

Bruder Thebald zog die offene Hand zurück, und der Pfarrer sah nach seiner Uhr.

„Es ist Zeit, daß ich aufbreche. Schade, daß Sie nicht mit wollen nach der Felsenburg, Herr Egbert! Es gibt dort des Schönen Viel zu sehen, und an Sonn- und Feiertagen ist jedem anständigen Fremden der Zutritt gestattet."

„Die Aussicht auf der Matte, oben über'm Felsenthor, soll ja eben so lohnend sein!“ entgegnete Egbert.

Der Pfarrer drang nicht weiter in ihn, obgleich es ihm wie ein unmotivirter Eigensinn von dem Jüngling erschien, eben das nicht sehen zu wollen, was alle Reisenden als die größte Sehenswürdigkeit aufzusuchen pflegten.

„Wir treffen also Abends auf dem Landungsplatze des Dampfschiffes in H. wieder zusammen,“ — sagte der geistliche Herr und streckte den Jünglingen beide Hände entgegen, um sich von ihnen zu verabschieden. Dann wechselte er noch halblaut einige Worte mit dem Klausner über den Zustand des Aschenweibchens.

„Hochwürden! Der hilft kein Arzt und kein Seelsorger! Denn sie ist ja in allem Andern ganz verständig. Nur wo d i e Geschichte anfängt, hört ihr Verstand auf.“

Nach dieser Bemerkung brach der Pfarrer auf.

Henry wollte ihm trotz der Mattigkeit, welche ihn wieder befallen hatte, bis zu dem Kreuz das Geleit geben, dessen goldene Inschrift so hell von dem Felshügel herabschimmerte.

„Da können Sie, junger Herr, gleich so gut sein, diesen Rosenstrauß nach dem Denkmal mitzunehmen. . . . 'S liegt schon ein ganzes Bett von welken Blättern dort.“

Henry nahm die Blumen aus Bruder Thebald's Händen und folgte dem Pfarrer, der seinen Stock einsetzend voranschritt.

Egbert rief ihm übermüthig nach: „In dem Rosenblätterbett können Sie gleich Siesta halten Henry Holders, während ich mich, mit diesem Frommen hier — in ein — Pater peccavi vertiefe."

Bruder Thebald hatte in der Regel seine Sonntagsgäste, welche nach der Matte über dem Felsenthor zogen, in drei Abtheilungen zu empfangen. Die fremden Reisenden, welche mit einem frühen Abendzuge von H. . abfahren mußten, bildeten den ersten Schub. Sie hatten noch viel vom blendenden Sonnenlicht und von der Hitze zu ertragen, ehe sie die Klause erreichten, und erwiesen sich deshalb für Schatten, Erfrischung und Gesang, welche ihnen dort zu Theil wurden, am dankbarsten. Sie waren es, welche jetzt unterhalb auf all' den kleinen Steinsitzen, Holz- und Moosbänken im Umkreis der Klause lagerten, aus Binsen- und Weidenkörbchen Waldbeeren naschten und dem Liede lauschten, welches der Klausner, von den Accorden der Harfe begleitet, mit schmetternder Stimme hinaus in den Wald schallen ließ. Sehen konnten sie den frommen Mann noch nicht; denn Harfenklang und Gesang tönten durch die geöffneten Fensterchen zu

ihnen heraus. Darum wurde auch, als endlich die Thür aufging, der gebückt heraustretende Klausner mit Händeklatschen und Bravorufen begrüßt.

Er freilich schien davon keine Notiz zu nehmen. Mit der hölzernen Sammelschale, von Einem zum Andern gehend, neigte er unaufhörlich und mit so taktartiger Gleichmäßigkeit das Haupt, daß er einer wandelnden Pagode glich.

Viele der anwesenden Herren und Frauen sprachen ihn an und fragten um Dies und Jenes. Denn gern hätte man die Stimme, deren Gesang Allen so wohlgefallen hatte, auch reden gehört. Aber alle Bemühungen, ein Wort aus ihm heraus zu bringen, blieben vergeblich. Vorn über gebeugt und kopfnickend richtete er seine Augen — zu deren breitbuschigen weißen Brauen die faltige Lederglatze herabreichte — unverwandt auf die Sammelschale. Er schien nichts zu hören, als den Klang der Münzen, die hinein fielen und nichts zu sehen, als ihren Glanz. Eine englische Lady versuchte ihn durch ein großes Silberstück zum Sprechen zu bringen. Er fiel aber nicht aus seiner Rolle, grinste nur und neigte das bärtige Haupt etwas tiefer.

Als diese ersten Besucher die Klause verließen, um nach dem Felsenthor zu gehen, waren sie darüber einig,

daß ein Gelübde dem Klausner zwar das Singen gestatte, ihm sonst aber Schweigen auferlege.

Nach kurzer Pause kamen die langen bunten Züge des zweiten Schubes im Zickzack aus der Tiefe hervor. Kleine Beamte, Militärs und Bürger aus T... und H..., aus Kleindorf und andern Orten, mit Frauen und Kindern. Sie konnten sich mehr Zeit lassen zu ihrer Wanderung; sie wollten Alles recht ausgenießen und suchten auch lange in ihren Börsen, ehe sie die Münze fanden, die ihnen für Bruder Thebald's Holzschälchen klein genug schien. Sie und er waren ja alte Bekannte, und darum glaubten sie durch Freigebigkeit mit freundlichen Worten das ersetzen zu können, was die Hand sparsam zurückhielt.

Der Klausner machte sich wenig aus ihnen; und pflegte sonst seine Stimme zu schonen, wenn sie herauf kamen. Es war ihnen daher heut völlig neu und überraschend, schon aus weiter Ferne den Gesang herab schallen zu hören:

„Ich bin ein lust'ger Geselle,
Wer könnt' auf Erden fröhlicher sein!
Mein Rößlein so helle, so helle,
Das trägt mich mit Windesschnelle
In's blühende Leben hinein —
Trarah!
In's blühende Leben hinein."

Indessen verstummte der Gesang, als die bunte Gesellschaft der Klause näher kam, und oben angelangt, gab ihnen das Echo des Felsens nur den Schall ihrer eigenen Stimmen, dem wiederholten Rufe „Bruder Thebald!“ nur ein spottendes „bald! bald!“ zurück. Sie fanden die Thüre der Klause verschlossen, keinen Klausner — keine Waldbeeren — kein Lied. — Selbst der Becher, der sonst am Brunnen stand, fehlte. Wer trinken wollte, mußte die hohle Hand zu Hilfe nehmen.

Nun meinten die Klügsten, das Lied habe nicht von der Klause zu ihnen hinab geklungen, und die frische schöne Stimme wäre auch nicht die des Klausners gewesen.

Die Wirthin vom „Adler“ in T. . . jedoch wußte besser Bescheid. Ihr Ausspruch wog schwer im Rathe Derer, die wenig von dem Geist der Zeit, aber desto mehr von den Geistergeschichten der Umgegend wußten. Sie war auch die Erste, welche der unmittelbar zu ihr gehörenden Gesellschaft das Zeichen zum Aufbruch gab. Ihre Freundinnen verstanden den geheimnißvollen Blick, den sie langsam über den Raum vor der Klause hingleiten ließ. Und wie sie dann die Hand in das Weihwassergefäß tauchte, das unter dem Crucifix an der Klausenthüre befestigt war, thaten Alle desgleichen. Darauf

setzte sich die ganze Gesellschaft nach dem Felsenthor in Bewegung.

Die gute Wirthin vom „Adler,“ welche sich einer wohlverdienten, allgemeinen Beliebtheit erfreute, unterdrückte während des Aufsteigens wohlbedacht die Mittheilung ihrer Gedanken. Erst nachdem sie oben auf der Matte gute Sitzplätze besorgt hatte, kam sie auf die Sache zurück.

„Sehen Sie, meine Lieben, wie Recht ich hatte!“

„Wie so? wie so? liebste Frau Wirthin?“ fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Der gnädige Herr Baron hat es gut gemeint mit der Klause, und mit dem Kreuz! Der gnädige Herr meint es immer gut! Wer könnte daran zweifeln! Mein lieber Mann und Viele von Ihnen waren überzeugt, daß besonders das Kreuz den Teufel verjagt und die arme Seele des Ermordeten erlöst hatte. Jetzt haben Sie's doch deutlich gesehen, daß das ein Irrthum war! Ich, die ich am Meisten von der Sache weiß und das Wunderbarste davon miterlebt habe, bin seit jener Zeit nicht wieder in den Wald gekommen. Heute ließ ich mich endlich dazu bereden — und was war die Folge? So wie der Satan meine Anwesenheit merkte, fing er an zu spuken und uns zu narren. Und darum sag' ich

wieder, was ich immer gesagt habe: Der Teufel wird in diesem Stück Wald, wo die Mordthat geschehen ist, so lange sein Wesen treiben, und die arme Seele des Ermordeten wird so lange keine Ruhe finden, bis der Mörder entdeckt und gerichtet sein wird."

Die eifrige Rednerin fand allgemeine Zustimmung. Nur ein junger Handelsbeflissener, der einige Jahre in der Residenz in Condition gewesen, erlaubte sich die Bemerkung: „daß man dem Herrn Satan — falls er Sänger gewesen sei — eine schöne Stimme, und sogar eine gute Schule nicht absprechen könne."

Der junge Mann wurde für seinen Witz sehr streng zurecht gewiesen, und die Wirthin vom „Adler" nahm mit Genugthuung den Faden ihrer Rede wieder auf. Daß die siebzehn Jahre alte Geschichte der großen Mehrzahl ihrer Zuhörer wohlbekannt war, störte ihre Redseligkeit nicht im Geringsten. Ihr Mann aber, welchem dieser Lieblingsgegenstand seiner Gattin in tiefster Seele zuwider war — befand sich nicht im Zuhörerkreise.

Zunächst erging sich die gute Frau, wie immer in Klagen über die schreckliche Zeit, welche sie während jenes Aufstandes in T. . . durchgemacht habe. Bei Weitem

schrecklicher für sie und ihre Familie als für alle Andern sei sie gewesen, denn die Thüre eines Gasthauses könne man ja nicht schließen, wie jede andere Hausthüre! Ihr guter Mann sei gezwungen worden, die aufständischen Leute in seiner Gaststube zu bedienen.

„Und dann wußten wir zu unserem Unglück nicht, daß Der, dem wir unsere zwei schönsten Gastzimmer oben einräumten — der Rädelsführer des Aufstandes war. . . . Sehen Sie — damit — daß mein Mann und ich uns so hinter's Licht führen ließen — fing das Teufelswerk an! — Der Böse, der Alles benutzt, was ihm dient, wußte auch, daß der Sohn unseres gnädigen Herrn Barons uns so zu sagen fremd war. Er stand bei der Garde — und wie die jungen Herren sind — er langweilte sich auf der Felsenburg und war seit Jahren nicht mehr hingekommen. Der alte gnädige Herr bekleidete damals ja auch noch sein hohes Hofamt in der Residenz. — So wurde es dem schwarzbärtigen Satan, der sich bei uns einlogirte, leicht, uns glauben zu machen, er sei der junge Herr Baron von der Felsenburg. Alles was wir an den Felsenburgern kennen, hatte er an sich, und so nannten wir ihn: „Euer Gnaden" und bedienten ihn mit dem Besten, was wir hatten. — Seine Rechnung war schon über die Maaßen angeschwollen, als ich eines Tages zu meinem

Manne sagte: „Höre Mann, — die Sache ist nicht geheuer! Da ist mir der junge gnädige Herr so eben auf der Treppe begegnet — und ich sage Dir — er war es nicht! Es war ein ganz Anderer!“ Mein Mann lachte, und als ich darauf bestand, zankte er: „Ich hätte den jungen Herrn ein Einzigesmal gesehen, und die Wirthin hätte sich auch nicht um die Nasen der Gäste, sondern um die Braten zu bekümmern, die sie ihnen vorsetzte! — Sehen Sie — die besten Männer wollen es nun einmal nicht zugeben, daß wir Frauen in solchen Dingen klarsichtiger sind als sie. Ich hatte also meine liebe Noth und durfte obendrein den Mund nicht wieder aufmachen über diese Sache. Das dauerte so fort bis zu der Schreckensnacht, wo es zu der großen Schlägerei zwischen den Aufständischen und den Bürgern kam, und wo Herr Gotthelf Starr so schwer verwundet weggetragen wurde, daß man ihn für todt hielt. In derselben Nacht hatte ich selbst, ohne meinen Mann zu fragen, unsere Hausthüre zugeschlossen. Da pocht es unten und schreit: „Aufgemacht!“ „Mach nicht auf!“ rief ich, und hielt meinen Mann fest. „Es ist ja der junge Herr Baron!“ schreit mein Mann und reißt sich los. „Es ist der Teufel!“ rufe ich — denn plötzlich kam die ganze Wahrheit über mich! Aber — wie die Männer sind —

Frauen haben ja in solchen Augenblicken nichts zu sagen! Er zuckte die Achseln — und fort war er! . . . Doch zeigte sich's gleich, wie klar eine Frau sieht! Denn jetzt stürzte der Satan — in zwei Gestalten auf einmal herein! — der Satan, und sein Schatten. Er — war kreideweiß im Gesicht, — die schwarzen borstigen Haare standen zu Berge, — der lange Bart triefte von Schweiß — so hinkte er heran. Und sein Schatten — wieder der leibhaftige junge Baron! groß — das zornige Gesicht wie in Flammen — Haare — Bart und Hände — blutig! Der schlägt die Thür in's Schloß und riegelt ab!" — Sie kennen unser altes Haus und die massive Schlosserarbeit darin. Sie stellen sich also mein Entsetzen vor, wie ich mich mit Beiden eingesperrt sah! Ich schrie aus Leibeskräften: „Jesus Maria — der Teufel und sein Schatten! Heilige Mutter Gottes steh mir bei!" — dann vergingen mir die Sinne . . . . Ein heftiges Fieber folgte; ich hörte immerfort Pochen, Gehen und Sprechen! Das ist natürlich, wenn man im Fieber liegt. Aber das Unnatürlichste, das Wunderbarste von der ganzen Geschichte kommt jetzt!"

Die Wirthin vom „Adler" holte tief Athem, um, was nun folgte, recht deutlich vortragen zu können. Denn es war ihr nicht entgangen, daß die Leute von den anderen

Tischen auch herüberhorchten, und daß zwei Diener vom Schlosse, welche mit gefüllten Körben soeben nach der Matte heraufgekommen waren, die Körbe niederstellten, um zuzuhören.

„Es war in der darauf folgenden Nacht. Der Vollmond schien grell auf mein Bett und weckte mich. Meine Tochter, die bei mir wachen sollte, war fest eingeschlafen. Ich stehe also leise auf, um selbst den Rollvorhang am Fenster herabzulassen. Das Fenster meiner Schlafkammer geht nach dem Garten. Unwillkürlich werfe ich einen Blick hinaus und sehe — des Herrn Gotthelf Starr's Neffen und zukünftigen Schwiegersohn zur Gartenthür hinausgehen. „Ist doch ein netter junger Mann und paßt so recht für das schöne Minchen!“ dachte ich. Da entfiel der Rollvorhang meiner zitternden Hand, und mein Aufschrei weckte meine Tochter. Ich hatte den Satan — allein — ohne seinen Schatten, dem jungen Starr in einiger Entfernung nachhinken sehen Meine Tochter wollte mir beweisen, daß ich mich geirrt habe, darum zog sie den Vorhang wieder hinauf und sagte: „Sehen Sie Mutter! dort steht die Gestalt noch an der Gartenthür und spricht mit dem Vater. Es ist der junge Offizier, der mit seiner Kompagnie unser Haus besetzt hat, weil er glaubte, der Rädelsführer habe sich hier verborgen.“

Ich war zu schwach zum Streiten und verfiel abermals in mein Fieber. Nach Wochen — als ich wieder ganz gesund war — sagte man mir erst, daß der junge Starr in derselben Nacht, wo ich seine Gestalt in meinem Garten gesehen hatte, im Walde ermordet worden war! .... In derselben Nacht und — um dieselbe Stunde!" fügte die Wirthin in höchster Extase hinzu.

„Haben Sie denn nach der Uhr gesehen, Frau Wirthin?" fragte der junge Handelsbeflissene.

Ein Kreuzfeuer mißbilligender Blicke aus den Augen aller ältern Damen strafte den Vorwitzigen. Die Jüngern schlugen zwar die Augen nieder, doch zum Theil verdorben hatte er es mit ihnen auch. Die Frau Adlerwirthin war aber eine herzensgute Frau. Das sichtliche Hinneigen des jungen Mannes zu einer glaubensschwachen Richtung that ihr leid, und so sagte sie mild, wie es einer Christin ziemt, welche Andere auf den rechten Weg bringen möchte:

„Die Geister der Ermordeten erscheinen Dem, der bestimmt ist, sie zu sehen, stets in dem Augenblick, wo sie ermordet werden!"

Hier wurde die Gesellschaft auf der Matte von den geheimnißschweren Erinnerungen durch die Nachricht abgezogen, daß der alte Freiherr mit seiner Familie und

seinen Gästen nach der Aussicht über dem Felsenthor kommen würde.

Die Art, wie diese Nachricht aufgenommen wurde, bezeugte deutlich das hohe Ansehen und die große Verehrung, in welchem das Oberhaupt des Felsenburg'schen Hauses stand. Ueber den Baron Heinrich Fels von der Felsenburg äußerte man sich etwas kühler. Man kannte ihn wenig, und da er doch nur durch einen fabelhaften Glücksfall emporgekommen war, so fand man, daß er zu sehr den unnahbar stolzen, vornehmen Herrn herauskehrte. Nur unter den ältesten Bürgern erhoben sich gewichtige Stimmen zu seinen Gunsten. „Eben wir haben alle Ursache, dem Baron Heinrich dankbar zu sein! Wäre er uns damals in der Schreckensnacht nicht zu Hilfe gekommen, wer weiß, wie es uns noch ergangen wäre! Und diese That hat ihm auch der König hoch angerechnet."

Hier widersprachen nun freilich die Anderen nicht, doch bemerkte Einer, „daß der junge Herr damals denn doch sein gut begonnenes Werk im Stich gelassen habe. Anstatt die Verfolgung des Rädelsführers der aufwieglerischen Bande zu betreiben, sei er plötzlich abgereist, ohne die Gerichte in den Stand zu setzen, gegen die Schuldigen einzuschreiten!"

Dies klang wie eine Anklage, deshalb nahm ein

angesehener Rechtsanwalt das Wort, den man als einen gerechten und unbefangenen Mann kannte:

„Wir wollen dem Schwiegersohn unseres edlen alten Freiherrn von der Felsenburg dankbar sein für das Gute, das er uns gethan hat, und das er noch jetzt in seinem hohen Amte gewiß täglich dem ganzen Lande thut. Wenn er als junger Officier nicht in Allem so klug wie ein welterfahrener reifer Mann gehandelt hat, so ist das zu natürlich, als daß man ihn dafür tadeln könnte.“ — Diese Worte wirkten.

„Freilich! Freilich! ganz richtig!“ hieß es nun von allen Seiten. Man war beschwichtigt und sah in harmonischer Stimmung dem Erscheinen der Gesellschaft vom Schlosse entgegen.

8.

Auf dem Wege nach dem Felsenthor.

„Den besten Vogel, den ich weiß, das ist 'ne Gans,
Sie hat zwei große Füß' und 'n langen Hals.
Ihre Füß' sein gel',
Ihre Stimme is hell,
Sie ist nit schnell!
Der beste G'sang,
Den sie kann,
Ist gickgack, gickgack, gickgack,
Wir singen ihn zum Sanct Martinstag."

Der Klausner stand oben am Fenster. Paula und Karlchen waren unten am Brunnen beschäftigt. Karlchen's Geschäft bestand allerdings nur darin, daß er jämmerlich schrie. Desto mehr hatte Paula zu thun; und das mochte ihr wohl helfen, das Weinen, welches ihr selbst nahe war, und den Aerger, der in ihrem Herzen beinah überkochte, zu unterdrücken. Sie saß auf dem

Mooskissen des Brunnenrandes, hatte Karlchen zu sich auf den Schooß gezogen, und hielt ihn mit der linken Hand fest, während sie mit der Rechten sein schon von Thränen durchnäßtes Sacktüchlein in das Brunnenbecken tauchte und ihm abwechselnd Stirn und Hände wusch.

„Es ist ja nichts, Karlchen! Es kommt ja kein Tropfen Blut! — Sei gut! — Schrei nicht so!"

Als diese zärtliche Art, ihn zu beschwichtigen, nichts half, versuchte sie es mit der Strenge.

„Pfui, schäme Dich! Du willst ein Felsenburger sein und Gardist werden? So einen Gardisten könnte der König brauchen!!"

Anstatt zu helfen, machte der Gedanke, daß sie ihn nicht Gardist werden lassen wollte, den Kleinen nur noch jämmerlicher schreien. Da fiel ihr das Mittel ein, welches bei ihr selbst stets von größter Wirkung war.

„Karlchen," sagte sie, „Papa kann gar nicht mehr weit hinter uns sein! Hör' doch auf zu schreien, sonst ängstigt er sich!"

Aber soweit war der Kleine noch lange nicht, daß diese Zauberformel auch bei ihm gewirkt hätte. Wenn er dennoch plötzlich still wurde, so war es einem Körbchen voll Erdbeeren zuzuschreiben, das an einem Bindfaden von dem Fenster der Klause herabschwebte und in einer

Höhe, die Karlchen mit den Händen erreichen konnte, schweben blieb.

Das Manöver des Klausners war Paula nicht entgangen, aber sie hatte den Blick sogleich verächtlich abgewandt und würde ihr Brüderchen gewiß verhindert haben, darauf zu achten, hätte sie nur gewußt wie. Auf das Versprechen: „er solle auf der Matte oben viel schönere Erdbeeren bekommen,“ hörte Karlchen gar nicht, und hätte sie die strampelnden Beinchen festgehalten, so wäre ja das Schreien von Neuem und ärger losgegangen. Karlchen, der ihr sonst immer gehorchte, mußte jetzt durchaus seinen Willen haben. Freilich — daran war Paula selbst schuld. Es war dem Kleinen noch nie ein Leids geschehen, wenn sie ihn führte, — und heute, wo sie die Erlaubniß, mit ihm vorauszugehen, dem Papa in Herrn von Rüdehart's Beisein abgebettelt hatte — eben heute — mußte sie eine solche Gans sein!

Als die Schloßgesellschaft den Spaziergang nach dem Felsenthorberge antrat, wurden die Kinder ohne besondere Aufsicht mitgenommen. Die alte Bonne Annette konnte so weite Wege nicht machen, und die Diener hatten auf dem Schlosse und auf der Matte vollauf zu thun. Großpapa sagte aber niemals „nein!“ wenn Paula bat. — Nur ging Großpapa heute sehr langsam und blieb überdies

noch oft stehen, theils weil er mit den ihn umringenden Herren über den jüngsten politischen Entschluß im eifrigen Gespräch war, theils weil er seinen lieben Wald, das Juwel seines Besitzthums, recht genießen wollte. Nachdem er den schweren Schritt gethan und dem neuen Minister seine Unterstützung zugesagt hatte, mußte dieser Schritt auch recht und richtig sein. Ein Fels von Felsenburg konnte nur recht und richtig handeln.

Der Minister wollte noch Mancherlei mit dem Gesandten besprechen, und Heinrich von Fels seinerseits, hocherfreut über den Sieg, den sein verehrter Freund zum größten Theil ihm verdankte, hatte noch manches Freundeswort auf den Lippen. Die beiden Herren waren daher Arm in Arm vorausgegangen. Paula, ihr Brüderchen führend, trabte bald vor ihren Füßen, bald neben ihnen herum. Das stellte Herrn von Rüdehart's Geduld öfter's auf harte Probe; aber auch Paula verdroß es, daß Papa kein Wort und keinen Blick für sie hatte, und daß die beiden Herren es bisweilen eben so machten wie Großpapa, nämlich stehen blieben, wenn ihr Gespräch sich um wichtige Dinge bewegte. Was Wunder, wenn Paula endlich dringend bat, mit Karlchen ohne Aufenthalt bis zur Klause weiter gehen zu dürfen. Der Weg war breit, sorgfältig geebnet und von einem undurch-

dringlichen Zaun von grünendem und knospendem Strauch-
werk eingehegt. Die Erlaubniß ward also gegeben, und
Papa's Ermahnung, auf den kleinen Bruder recht Acht
zu haben, von Paula mit einer lebhaften Betheuerung
beantwortet.

„Ich werde ganz vernünftig sein, Papa!" sagte sie
mit einem Seitenblick auf den Minister. Und das war
sie auch so sehr, daß Karlchen's Füße ihre ganze Auf-
merksamkeit in Anspruch nahmen, bis sie in Sicht der
Klause kamen. Da hörten sie plötzlich über sich ein lieb-
liches Zwitschern.

„Ein Vogelnest! Ein Vogelnest!" — Karlchen ruft's
und will es näher besehen. Paula ist ebenso wißbegie-
rig und betrachtet das Felsstück, in dessen Ritze es im
Buschwerk hängt. Die Sache scheint ihr möglich; sie
wählt ihren Standpunkt, zieht Karlchen an sich und —
hebt ihn auf einen Stein. Aber weder ihr Platz noch
seiner sind fest; sie gleitet — der Stein rutscht — der
Kleine fällt vornüber — sie auf den Rücken . . . .

Die Art und Weise, wie sie sich mit Händen und
Füßen wieder emporarbeitete, mochte wohl etwas un-
geschickt und komisch aussehen! — Karlchen lag ganz still
in der zum Theil mit Moos ausgefüllten Felsspalte, und
fing, nach Kinderart, erst jämmerlich zu schreien an, als

Paula ihn aufhob und mit Liebkosungen überschüttete. — Des Brunnens waren die Kinder schon vor ihrem Unfall ansichtig geworden, und dahin trug sie nun den ihrer Sorgfalt anvertrauten Bruder. Leichter und zierlicher mochte ihr immer schwerfälliger Gang unter dieser Last nicht werden; das war aber doch eben jetzt eine Nebensache! Und der Herr Klausner am Fenster da oben hätte wahrlich besser gethan, herunter zu kommen und den Kindern zu helfen, als ihr Beginnen mit dem Spottliede von der Gans zu begleiten! Wäre ihr nur nicht so viel daran gelegen gewesen, daß Karlchen beruhigt werde, ehe Papa herankam, sie hätte diesem — Klausner da schon ihre Meinung gesagt! So aber begnügte sie sich, ihm den Rücken zuzuwenden, und als Karlchen jubelnd mit dem Körbchen zu ihr zurückkehrte, brachte sie seinen und ihren Anzug in Ordnung, hätte aber nicht um eine Welt von den Erdbeeren gekostet.

Paula sah es immer sehr bald ein, wenn sie gefehlt hatte, und die Art, wie sie sich selbst darob schalt, ließ sogar erkennen, daß sie ihre kindischen Vergehen scharf zu unterscheiden wußte.

Für Albernheiten, Ungeschicklichkeiten und Vorwitz nannte sie sich „eine kleine dicke Gans;“ war sie aber heftig oder gar boshaft gewesen, dann sagte sie sich selbst,

mit dem Finger drohend, in großem Affect: „Du garstiges Ding! Papa wird Dich gar nicht mehr lieb haben!“ Und doch war es schwer, sie zu leiten, da sie von Anderen keine Zurechtweisung annehmen wollte und gegen Strafen förmlich revoltirte. Die Eigenthümlichkeit ihres Wesens glaubte ihr Vater zu verstehen und nahm deshalb ihre Erziehung selbst in die Hand.

Wie zur Erholung von dem ernsten Gespräche, das die Freunde geführt hatten, brachte Heinrich von Fels die Rede auf ihre beiderseitigen Familien und kam bald auf das Kind, das seinem Herzen am Nächsten stand.

„Ich bin daran gewöhnt, daß meine Paula Keinem gefällt, daß man sie als einen weiblichen Tolpatsch betrachtet. Ich sehe den gänzlichen Mangel an Schönheit und Grazie in ihrer Gestalt, wie in ihren Bewegungen vielleicht deutlicher, als jeder Andere. Aber — es stört mich nicht. Nicht etwa, weil ich, wie mein Schwiegervater, an die „ganz ungewöhnliche Schönheit“ glaube, zu welcher sich mein Liebling entpuppen soll, sondern weil ich die Seele dieses Kindes kenne. Die Natur hat da eine Eigenschaft hineingelegt, welche sehr viele, oft recht bedeutende Menschen weder durch Erziehung' noch durch Erfahrung erlangen. — Paula hat ein überaus zartes Gewissen!“ — Nach einer Pause fügte er nach-

denklich hinzu: „Diese Eigenschaft kann uns freilich zum unversiegbaren Quell von Unruhe und Pein im Leben werden .... aber — bei meiner Paula wird das nicht der Fall sein! Sie wird die Kraft haben, dieser Stimme in ihrem Innern stets zur rechten Zeit zu gehorchen."

„Verzeih' mir, Heinrich!" unterbrach hier Herr von Rüdehart seinen Freund, nicht ohne eine kleine Beigabe von Ironie, „bei aller Theilnahme für Dein Kind kann ich Deinen theoretischen Betrachtungen über das Gewissen nicht folgen! Zu pädagogischen Speculationen hat der praktische Staatsmann überhaupt keine Zeit. Ich brauche und verbrauche die Menschen, wie ich sie finde. Ihre Fähigkeit im Leisten und Gehorchen ist für mich der einzige Maßstab ihres Werthes."

Was der Minister sonst noch sagen wollte, blieb ungesagt, denn der Arm, der in dem seinen ruhte, erzitterte heftig, und ein halb erstickter Aufschrei begleitete diese Bewegung, welche sich dem ganzen Körper des Barons mittheilte. — Sein blasses Gesicht war erdfahl geworden, und die tiefblauen Augen schienen wie erstarrt in dem auf einen Punkt gerichteten Blick.

Herr von Rüdehart folgte der Richtung dieses starren Blickes, fand aber nichts, das ihn hätte erklären können. Der Weg, der bis jetzt sanft aufwärts geführt,

senkte sich nun etwas steil abwärts. Man gewahrte vor sich am Auslauf desselben die Klause und vor dieser den erweiterten, mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Raum. Zur linken Hand, auf etwa zwanzig Schritte abseits des Höhenpunktes, auf dem die beiden Herren sich befanden, stand auf einem Hügel ein eisernes Kreuz. Man konnte daran vorübergehen, ohne es zu bemerken, so sehr glich es hundert andern Kreuzen. Auch war es von Bäumen so beschattet, daß es einer besonderen Beleuchtung bedurfte, um den Blick dahin zu lenken Dann aber konnte man bemerken, daß es in eine hohe Schicht welker Rosenblätter wie eingebettet war. Heut war hier ein müdes Kind, wohl während es betete, vom Schlaf übermannt worden. Es lag in die Rosenblätter hineingesunken so, daß man nur den blonden Kopf sehen konnte, der in der eigenen Hand auf dem Sockel des Kreuzes ruhte. Die Abendsonne küßte Stirn und Wangen des Kindes. Eben als Herr von Rüdehart hinsah, erwachte es und erhob sich.

„Ein Knabe! mich däucht sogar ein junges Bürschchen! und ich hätte gewettet, daß es ein Mädchen sei! — — Aber — was fehlt Dir Heinrich?"

Die Frage kam zu spät.

„Eine Anwandlung von Schwindel. Ich habe solche

Anwandlungen zu Zeiten. Jetzt ist es vorüber!" Dabei drückte der Baron den Arm des Freundes.

Es war vorüber. Er sah soeben seine Kinder, auch sie erblickten ihn und liefen ihm freudig entgegen. Hinter sich hörte er die Stimme seiner Frau und seines Schwiegervaters. Er wandte sich sogleich mit stummem Gruße der Gesellschaft zu, von der er und sein Freund eingeholt wurden.

Von der Klause her kamen Harfenklänge.

„Das müssen wir uns schon gefallen lassen!" sagte der alte Freiherr wohlgemuth. „Der alte Thebald, läßt sich nun einmal das Klimpern und Trillern nicht nehmen! Kommen Sie, Herr von Rüdehart! Zur Matte hinauf muß ich mit Ihnen den Zug anführen, damit meine guten Bürger von T.... gleich merken, was die Glocke geschlagen hat."

Kaum hatten sie einige Schritte gethan, als der alte Freiherr wie angewurzelt stehen blieb und damit die ganze ihm nachfolgende Gesellschaft zum Halten brachte.

„Das ist ja Hexerei!" rief der alte Herr, und Alle zeigten sich höchlich verwundert.

Die erste Strophe des Liedes von „Lützow's wilder verwegener Jagd" ertönte hellsten Klanges durch den Wald. Selbst Herr von Rüdehart, dem noch nichts einen

Laut der Ueberraschung entlockt hatte, horchte hoch auf und rief:

„Sapperment — das kann man sich gefallen lassen.“

Man klatsch tein die Hände, man rief: „Da capo!“ und eilte mit rascheren Schritten auf die Klause zu.

Paula, die an der Hand des Vaters hing, während Karlchen von der Baronin geführt wurde, wies nach dem Fenster der Klause hinauf:

„Dort steht er, Papa, und schaut nach uns aus!“

Aber er stand schon nicht mehr dort, als sie das letzte Wörtchen aussprach. Auch der Gesang verstummte, und der Platz vor der Klause war wie ausgestorben, als die Gesellschaft unten ankam.

Herr von Rüdehart ging sogleich auf die Thüre der Klause zu, er schien begierig, den Klausner kennen zu lernen.

Die Thür war verschlossen.

Da ließ sich des alten Freiherrn gebieterische Stimme vernehmen:

„Oeffne, Alter! Wir wollen Dich und Deine Behausung sehen.“

„Sogleich, gnädiger Herr!' erwiderte eine klanglose Baßstimme. „Ich habe geschlafen und muß um Entschuldigung bitten, daß ich die Herrschaften warten lasse, um erst ein wenig Ordnung zu machen.“

Es dauerte eine geraume Weile, ehe Bruder Thebald heraus kam, seinen hohen Gönner zu begrüßen.

Im Uebrigen zeigte er sich nicht von der liebenswürdigsten Seite. Singen wollte er gar nicht. Wenn die Herrschaften eine schöne Tenorstimme gehört hätten, so müsse sie von ganz wo anders her gekommen sein. Er brächte eben heute keinen Ton aus der Kehle. Auf der Harfe wolle er sehr gern etwas vorspielen.

Während der Klausner sich in diesen Ausflüchten erging, trat Herr von Rüdehart hinter seinem Rücken in die Klause. Unbemerkt konnte das freilich nicht bleiben, und so war denn auch bald der innere Raum der einstigen Höhle von Besuchern angefüllt. An den rohen Wänden, dem Strohlager mit härener Decke, Krucifix, Wasserkrug und Wandschrank sah man sich aber sehr bald satt. Herr von Rüdehart versuchte nun die Thüre zu öffnen, welche in eine zweite Abtheilung des Raumes führen mußte. Sie hatte keinen Verschluß, der Drücker gab auch nach, dennoch ließ sie sich nicht aufmachen. Die Vermuthung, daß von innen etwas vorgeschoben worden war, lag nahe genug. Der Minister stampfte mit dem Fuße auf; es war, als wolle er sich den Eingang erzwingen. Dann besann er sich aber und zwischen Aerger und Lachen kam aus halbgeschlossenem Munde deutlich genug

ein „Dummer Junge!“ heraus. Auf die Sammelschale des Klausners legte der sonst nicht eben freigebige Herr ein Goldstück und sagte, lauter als es nöthig war, um von Bruder Thebald gehört zu werden:

„Damit Sie fahrenden Leuten — das heißt müßigen Burschen, mit leeren Taschen und hohlem Kopf zu Zeiten ein Unterkommen geben können!“

Drei Personen aus der Gesellschaft hatten dieser kleinen Scene in und vor der Klause nicht beigewohnt.

Paula hielt ihren Papa zurück. Es ließ ihr keine Ruhe; sie mußte ihm gleich die Geschichte vom Vogelnest und vom Gänselied anvertrauen. Am Schlusse meinte sie, der Klausner habe sich noch garstiger betragen, als sie, und habe gar kein Recht gehabt, ihr das Spottlied von der Gans vorzusingen: „Willst Du ihm das sagen Papa?“

„Wir wollen sehen, Paula! Merke Du Dir nur, daß man dem Spott nicht wehren kann, wenn man sich albern benimmt.“

Paula verstand den Tadel nicht recht, die Rüge, welche der Klausner sogleich erhalten sollte, steckte ihr so sehr im Sinne, daß sie Papa an der Hand fortzog, um rascher zur Stelle zu sein. Doch als sie Bruder Thebald erblickte, blieb sie stehen, sah ihn mit der größten

Aufmerksamkeit an, und rief dann ganz laut: „Der ist es nicht! Großpapa, der ist es nicht!“

Man hatte indessen keine Zeit mehr zum Verweilen und setzte sich, ohne auf das Geplauder des Kindes zu achten, nach der Matte in Bewegung.

Bruder Thebald nahm nun auf seiner Bank Platz und zählte sein Geld. Oben am Fenster wurde zuerst Henry Holder's blondes Köpfchen sichtbar, sodann tauchte langsam und mit äußerster Vorsicht Egbert's klare Stirn mit dem hellbraunen Scheitelhaar auf. Den Weg vom Kreuz herab aber kam, langsam und in Gedanken versunken, der Pfarrer von Kleindorf. Der alte Freiherr hatte ihn nach dem Segen überaus freundlich angesprochen und ihm ganz besonders von dem Besuche des Ministers und von dem wichtigen Ereignisse, das er zur Folge gehabt, ausführlich berichtet. Der Aufforderung, sich dem Spaziergange in den Wald anzuschließen, kam der Pfarrer um so lieber nach, als er dort seine jungen Gefährten antreffen und in ihrer Gesellschaft den Rückweg zum Dampfschiffe in H. antreten konnte. Nach der Unterredung mit dem Schloßherrn blieb er bescheiden hinter den Honoratioren zurück, welche denselben begleiteten. Doch verfolgte er das politische Gespräch, welches in Gang kam, mit aufmerksamem Ohr, bis plötzlich ein

unscheinbarer Fund sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Der Schloßherr und seine Gesellschaft waren vollständig vergessen, und die beiden Jünglinge erst in dem Augenblick wieder für ihn da, wo sie ihn wie einen wachenden Träumer, halblaut mit sich selbst sprechend, den Abhang herabkommen sahen.

Gleich freudig überrascht eilten Egbert und Henry auf ihn zu, und der Erstere rief:

„Sie wieder hier, Hochwürden! Das ist ja beinah auch ein Abenteuer! uud da es wohl das letzte dieses langen, schönen Sonntags sein wird, sage ich: Ende gut, alles gut!“

Henry aber legte die Hände sanft auf den Arm des geistlichen Herrn, und fragte besorgt:

„Sie sind so blaß, Hochwürden! Sind Sie krank?“

Das brachte den guten Pfarrer erst zu sich selbst. Egbert's muntere Anrede hatte nur sein Ohr berührt; diese weiche Stimme war wie ein Schlüssel zu seinem bewegten Herzen.

„Nein, ich bin nicht krank! Mir ist nur etwas Wunderbares begegnet! . . . Ich habe auf dem Wege das Couvert eines an mich gerichteten Briefes gefunden. Viele Menschen sind heute vor mir denselben Weg durch den Wald gegangen. Einer von ihnen wird den Brief verloren, ein Anderer ihn aufgenommen, geöffnet und

das Couvert wieder fortgeschleudert haben! . . . Welche Vermuthungen lassen sich an dieses Couvert knüpfen, das ich — eben ich — finden mußte! Halb zerrissen und beschmutzt lag es in der Nähe eines Steines, welcher vielleicht Dem zum Ruhesitz gedient hat, der den Brief an mich abgeben sollte . . . oder Dem, der sich aus müßiger Neugier an dem Briefgeheimniß versündigte."

„Kennen Sie die Handschrift, Hochwürden?" fragte Egbert, dessen praktischer Sinn in den meisten Fällen die Gefühlsseite überwog.

„Ob ich die Handschrift kenne?!" entgegnete der Pfarrer mit bewegter Stimme. „Es ist die Hand, der ich die ersten Striche ziehen lehrte! — Mit den Schattenstrichen wollte es damals gar nicht gehen! — — Vielleicht — ward das Kind von der Ahnung beschlichen, daß das Leben des Mannes — ein tiefer Schattenstrich werden sollte! — —"

Die unbeschreibliche Wehmuth dieser Worte drang auch in Egberts Seele. Eine stumme Pause folgte; dann aber mahnte der Pfarrer zum Aufbruch. Der Abend fing an, seine langen Schatten zu ziehen, und die Sonne neigte sich, Abschied nehmend, den westlichen Bergrändern zu. Ehe ihr letzter Kuß den Wald berrührte, wollten Alle, die diesen Sonntag unter dem Baum seiner Licht-

und Schattengebilde zugebracht hatten, sein Gebiet verlassen und das Ufer des Flusses erreicht haben. So wurde es denn noch einmal laut; von eilenden Tritten und fröhlichen Stimmen laut in dem wundersamen Walde, der heute Vielen eine besondere Ueberraschung geboten, und Einigen ein Räthsel aufgegeben hatte, das scheinbar nur durch einen Zauber gelöst werden konnte.

Durch einen Zauber oder — durch Gott!

Um diese Lösung flehte der gute Pfarrer in heißem Gebet, nachdem er seine Namenszüge, die wie ein Ruf aus einer anderen Welt auf diesem halbzerrissenen Blatte zu ihm kamen, bis tief in die Nacht betrachtet und mit seinen Thränen benetzt hatte.

Wer weiß, ob nicht Manchem in dieser Nacht, was ihn im Walde erfreut, geneckt oder erschreckt hatte, in Traumgebilden wiederkehrte.

Wer weiß, wen die Mitternachtsstunde in süßen Träumen lächelnd — wen mit wilden Träumen ringend — und wen sie wachend fand?

Im Felsenhaus schliefen die Jünglinge, und wachte der Felsenwirth, der nicht im Walde gewesen. Was war es denn für ein Zauber, den der heimathlose verwaiste Knabe in sein verödetes Haus gebracht und in sein starres Herz gesenkt hatte?

Auf der Felsenburg schliefen Alle, süß gesättigt, wenn auch müde, von des Sonntags buntem Treiben. Nur ein Fenster blieb hell. Dort brannte die Lampe auf dem Arbeitstisch; der Arbeitende aber starrte in die Nacht hinaus. Er sah die Sterne verschwinden, sah, wie die Wolken kamen, sich ballten und senkten, und wie die Blitze aus ihnen heraus zu zucken begannen.

Baron Heinrich Fels von der Felsenburg wachte.

9.

Nach neun Jahren.

„Sie wissen, Herr Gerichtsrath, daß mein Haus, seit ich es durch Um- und Anbau vergrößert habe, nur für Durchreisende eingerichtet ist. Sommergäste finden in dem großen Curhause in T. . . und in den vielen neuen Villen an beiden Flußufern elegante Einrichtungen; für Jahresmiether aber ist in den schönen Häusern des neuen Stadttheils Raum genug."

„Mein Freund wünscht in Kleindorf Wohnung zu nehmen, Herr Starr."

„Auch das kann er! Die Kleindorfer haben ja auch ihren Bauparoxysmus durchgemacht und sehen jetzt grämlich genug von October bis Mai ihr todtes Capital an. Jeder dieser Herren wird froh sein, Ihrem Freunde gegen bescheidene Zahlung die schönsten Zimmer seines Hauses einzuräumen."

„Davon kann wegen der steil berganstrebenden Lage der Ortschaft nicht die Rede sein, Herr Starr! Die Fußwunde meines Freundes ist noch immer offen, und die Aerzte haben ihm die größte Schonung zur Pflicht gemacht."

Müßte der Herr Hauptmann nicht auch bei mir täglich so und so vielmal die zwanzig steilen Steinstufen zur Terrasse und dann noch ein bis zwei Treppen zu seiner Wohnung hinaufsteigen?"

„Darum, Herr Starr, wollte ich Sie bitten, ihm den Pavillon einzuräumen."

„Den Pavillon? Meine eigene Wohnung, die ich für mich — ausschließlich für mich, erbauen ließ? Das können Sie nicht gemeint haben! Ich habe Sie wohl mißverstanden — Herr Gerichtsrath?"

„Sie haben mich nicht mißverstanden, Herr Starr! — — Und ich gehe noch weiter und sage Ihnen, daß es besser wäre, Sie bewohnten den Pavillon überhaupt nicht. Sie sehen mich finster an, als wollten Sie sagen „Junger Mann, wie kannst Du es wagen, mir Deinen Rath aufzudrängen." Und Sie haben Recht, Herr Starr! Dennoch und bei aller Ehrfurcht, welche Ihre schneeweißen Haare und Ihr Leben als Mensch und Staatsbürger mir einflößten, bleibe ich dabei, und

ich möchte gern Ihnen rücksichtslos Alles aussprechen, was ich über Ihr Wohnen in dem Pavillon denke."

Die Züge des Felsenwirths verfinsterten sich zusehends, und die schnöde Art, mit der er kurz abbrechend die Worte heraus stieß: „Ich kann keine Ausnahme machen!" hätten leicht als Beleidigung aufgenommen werden können. Auf den jungen Mann brachten sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Der in seinen Zügen vorherrschende Ausdruck sanften Ernstes steigerte sich zur Wehmuth, und anstatt dem finstern Manne den Rücken zu kehren, wie es wahrscheinlich jeder Andere an seiner Stelle gethan haben würde, trat er ihm ganz nahe, legte mit beinahe weiblicher Zartheit die feine Hand auf dessen wuchtige Schulter und sagte mit weicher Stimme:

„Können Sie denn vergessen, Herr Starr, daß ich selbst seit sieben Jahren — seit dem Tage, wo ich mein Doctor-Examen gemacht habe — Ihr Miether und Pensionär bin?"

Sollte das, was jetzt plötzlich über die steinernen Lippen des Felsenwirthes glitt und wie im Fluge Augen und Stirn des trotzigen Mannes berührte, ein Lächeln sein? — War das auch wirklich seine Hand, die einen Augenblick so sanft auf dem Arm des jungen Mannes ruhte? Und hatte seine harte Stimme den

weichen Ton noch übrig, mit dem er wie entschuldigend sagte:

„Eine Ausnahme ist keine, Herr Gerichtsrath! und gar, wenn der Grund dafür so auf der Hand liegt, daß ein Jeder ihn einsehen muß.“

„Außer ich selbst, Herr Starr! obgleich es meines Amtes ist, Gründe, die nicht auf der Hand liegen, schneller als andere Leute herauszufinden.“

„Einen Rechtsgelehrten von Ihrem Ruf zum Hausgenossen und Mitbürger zu haben, kann für mich und für die Kleindorfer Gemeinde von unabsehbarem Nutzen sein.“

„O Herr Starr — Sie vergessen, daß ich noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt bin.“

„Sie sind zum Rechtsgelehrten und besonders zum Richter geboren, und der Ernst dieses Berufs drückt sich so sehr in Ihrem Benehmen aus, daß man darüber Ihre Jugend ganz vergißt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß man sich in den schwierigsten Rechtsfällen immer zuerst an Sie wendet? daß Ihr Name weit über unsere Gegend hinaus gedrungen ist und schon öfters die Rede davon war, Sie würden zum Staatsanwalt berufen werden.“

„Was sagen die Zeitungen nicht Alles, wenn ihnen der Stoff ausgeht.“

„Nun nun, Herr Gerichtsrath, seit den letzten Jahren fehlt es unseren Zeitungen daran wahrlich nicht. Zwei solche Kriege für den bedrängten kleinen Staat und die inneren Umwälzungen, die ihnen folgten und noch lange nicht zu Ende sind! Ist denn nicht auch bei uns das Unterste zu oberst gekommen? Was giebt es jetzt für Processe hier! Seit Menschengedenken kannte man die in Kleindorf nicht. Der Waldproceß mit dem alten Felsenburger, den er, Dank Ihnen, verlor — und der Proceß der Adlerwirthin, den sie, Dank Ihnen gewann! Ja, wie wäre dergleichen früher möglich gewesen. Aber jetzt ist dem hochmüthigen Alten auf seiner Königsburg dort oben gezeigt worden, daß die Gerechtigkeit nichts von reichsunmittelbarer Freiherrlichkeit weiß."

Der Gerichtsrath hörte schweigend zu; — doch der ernste Ausdruck seiner feinen Züge steigerte sich, und es war ein beinah strenger Blick, den er endlich mit den Worten:

„Der alte Freiherr glaubte sich im Recht!" auf den Felsenwirth richtete.

Unwillkürlich senkten sich die Augen des Mannes, welcher am Beginne des Greisenalters stand, vor diesem Blick des jungen Richters, der sie auf so böser Schadenfreude ertappt hatte.

Beide schwiegen, als fiele es ihnen schwer, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Dann war es der Gerichtsrath, der im Tone der gewohnten Ehrerbietung zu dem Felsenwirth sagte:

„Ich muß Sie jetzt verlassen, Herr Starr, um in Eile andere Anordnungen für meinen Freund zu treffen. Das Bataillon soll um zwei Uhr seinen feierlichen Einzug in T. . . halten; ich habe kaum drei Stunden Zeit übrig.“

„Nicht doch! nicht doch! Herr Gerichtsrath! Sie essen erst noch einen Löffel Suppe mit mir, und wir überlegen uns die Sache.“

Der junge Mann hatte gewonnenes Spiel. Er wußte das und reichte dem starren Alten, über den er so wunderbare Macht übte, bewegt die Hand.

Das Wetter stellte sich unfreundlich genug an. Noch lag der Fluß regungslos unter dem Druck des Herbstnebels, der von den Bergen, die er ganz verhüllte, herabhing. Sein Niederschlag fiel wie ein feiner Regen auf die Menschen, welche im schönsten Staat, als ob es Sonntag wäre, über die neue Brücke von T. . . heran

eilten, um ihr Bataillon zu empfangen. Ihr Bataillon! Mit welchem Stolz sagten sie das! Es gehörte dem Regiment ** an, das sich in beiden Feldzügen ausgezeichnet hatte. Und gerade dieses Bataillon hatte nach außerordentlichem Bedrängniß mit besonderer Tapferkeit gefochten. Es hatte seinen gefangenen Commandeur wieder herausgehauen und seine Fahne dem Feinde wieder entrissen. Unversehrt war keiner seiner Officiere aus diesem fürchterlichen Kampfe hervorgegangen. Viele waren ihren schweren Wunden erlegen, Andere verstümmelt, nach lebensgefährlichem Krankenlager, erst jetzt aus Feindesland zurückgekehrt. Von dem Empfang, der diesen Helden in der Residenz zu Theil geworden, berichteten alle Zeitungen. Der Fürst hatte die Orden, welche er ihnen verliehen, eigenhändig an sie vertheilt. Darum betrachtete es auch die getreue Stadt T . . . . als eine hohe Auszeichnung, daß dieses Bataillon ihr in Garnison gegeben ward. Freilich hatte sie ein erstes Anrecht darauf, da dessen größere Hälfte aus ihren eigenen Söhnen bestand.

Auf dem Perron vor dem stattlichen neuen Bahngebäude ging jetzt der Gerichtsrath auf und ab. Er war der Erste zur Stelle gewesen, wäre jedoch, als bald darauf der Raum von Menschen überfluthet wurde,

schwerlich in der vordersten Reihe geblieben, da es weit mehr in seiner Art lag, Anderen, als sich selbst Platz zu machen. Die Wirthin vom Adler aber war seiner ansichtig geworden und ließ, so wie sie ihn zurückweichen sah, von dem Tische aus, den sie als Sitzplatz erobert hatte, die Worte: „Platz für den Herrn Gerichtsrath!" wie einen Schlachtruf durch die Reihen ihrer Arrière-Garde erschallen. Diese bestand neben ihrem zusammengeschrumpften Manne aus einer stattlichen Schaar von Damen, denen zwar nicht mehr die gefährliche Waffe der Schönheit und Jugend, wohl aber schlagfertige Zungen und geübte Ellbogen zu Gebote standen. Das paßte im vorliegenden Falle. Sie hätten sich gewiß zu Gunsten des Gerichtsraths eifrig in Thätigkeit gesetzt, wäre es nur von Nöthen gewesen. Es schien aber, daß der junge Beamte sich des allgemeinen Wohlwollens erfreute, denn auf die Losung der Adlerwirthin drängte man ihn von vielen Seiten förmlich nach vorn, und der Eigennutz trat einen Augenblick hinter den Wunsch, ihm dienlich zu sein, zurück.

Wie gern würde die gute Adlerwirthin dem Gerichtsrath neben sich einen Sitzplatz eingeräumt haben! Aber der Tisch, auf dem sie saß, reichte eben nur für sie und ihr kirschrothes Seidenkleid mit aufgebauschtem

Ueberwurf und Sammtumhang aus. Er war nun auch schon freundlich grüßend an ihr vorübergegangen und stand neben dem Lieutenant der Schutzmannschaft, welcher die Ordnung aufrecht erhielt.

Die gute Adlerwirthin folgte „ihrem Retter" (so nannte sie den Gerichtsrath seit dem Processe, der sie um Haus und Hof zu bringen drohte, und den er zu so gutem Ende gebracht) mit gerührten Blicken. Noch war der Zug, welcher auch ihren ältesten Sohn bringen sollte, nicht signalisirt, sie hatte also noch hinreichend Zeit, ihren Freundinnen die Geschichte dieser Rettung mit allen Nebenumständen wieder zu erzählen. Sie mußte laut und lebhaft sprechen; denn der Lärm nahm zu, und das Reden, Kommen und Gehen schien ohne Ende. Aber sie that es gern! — Sie hätte zum Lob und Preis ihres Retters eine Posaune sein mögen.

„So ein Bürschchen war er!" sagte sie mit entsprechender Handbewegung, — „als ich ihm den ersten Teller Suppe vorsetzte. Wer mir damals gesagt hätte, daß wir ihm die Erhaltung von Haus und Hof verdanken würden."

Da ertönte das Zeichen, welches die Ankunft des Zuges auf der letzten Vorstation verkündete. Es ward von tausend Jubelrufen begrüßt. Die Schutzmannschaft

drängte nun das Publicum zu beiden Seiten fort, so daß die Mitte des Perrons für die Spitzen der Behörden und die Aeltesten der Stadt frei wurde. Man öffnete die Thüren des Wartesaales, und die Herren, welche bis jetzt darin geharrt hatten, traten heraus, um sich in gebührender Rangordnung aufzustellen. Der Bürgermeister als Sprecher voran. Leider mußten die weißgekleideten Jungfrauen der unfreundlichen Witterung halber in dem Saale zurückgelassen werden, wo ihre hochauffrisirten Köpfchen hinter den Fensterscheiben bewegliche Blumenpyramiden bildeten. Das vom Perron verdrängte Volk gab seinem Jubel wiederholt weithin schallenden Ausdruck, als der Zug endlich in der Ferne erschien. Und jetzt bekam plötzlich auch die Sonne ein Einsehen. Wie ein launenhaftes Weib, das erst schmollend sagt: „Ich gehe nicht zum Feste!" und dann mit einemmal im schönsten Putze erscheint, gewillt des Festes Königin zu werden, so warf sie plötzlich ihren grauen Mantel ab — und erglänzte in voller Pracht. Ihr Licht ergoß sich über Berg und Thal. Der Fluß, die Häuser, die Kirchthürme, die fahnengeschmückte Brücke — Alles — Alles blieb in einem Schimmern und Leuchten, während der Zug unter donnerndem „Hurrah!" heran sauste und hielt.

Nun war die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Massen unmöglich! Eine Scene äußerster Verwirrung und innerster Bewegung griff Platz. Die Einen stürzten auf die Wagen zu; den Andern versagten die Knie — die Stimme in ihrer Wonne — in ihrem Weh. Manchem kehrte ja Keiner, Manchem von Dreien nur Einer — und dieser Eine vielleicht noch als Krüppel zurück!

Doch nun, nach all' dem sinnbetäubenden Schreien, Rennen und Stürmen — wie wird es auf Einmal so still! Die Menschenmasse hat sich in natürliche Gruppen aufgelöst. Man steht oder lagert hier und dort! Die Angehörigen umringen den Heimgekehrten, den die Mutter umfangen hält, dessen Hand der Vater drückt. Das ist so einer von den Augenblicken, wie sie in einem Menschenalter nur selten vorkommen; wo der Pulsschlag von tausend Herzen übereinstimmt, wo der Einsamste, der Aermste das Glück der Andern als sein eigenes mitempfindet, wo die Harmonie der Sphären, die Seligkeit der Kinder Gottes auch die tauben Ohren der Kinder der Welt durchzittert. In solchen Augenblicken legt sich dann plötzlich lautlose Stille auf die eben erst heftig bewegten Massen.

Auch der Gerichtsrath und sein Freund hatten sich

gefunden, umarmt und halblaut einige Worte getauscht. Dann sagte der junge Hauptmann:

„Jetzt muß ich Dich verlassen, um meine Leute zum Einzug zu ordnen, und diesen bis zum Festessen mitzumachen. Von Letzterem hat mich mein Oberst entbunden. In zwei Stunden hoffe ich also Dir und mir gehören zu können. — Dann geht aber wohl kein Dampfschiff mehr stromaufwärts an Kleindorf vorbei?"

„Um so mehr Dampfzüge, die am Fuß des Felsenhauses halten."

Der Oberst winkte. Die Freunde trennten sich mit einem Händedruck.

In allen Ortschaften an beiden Ufern des Flusses von T. . . bis H. ertönte feierliches Glockengeläute, während der Zug die Brücke passirte. Er war von der Bevölkerung begleitet, die nicht Augen genug für all' die stattlichen Krieger batte; besonders für die Officiere, welche beritten waren. So oft die Menge einen Reiter erblickte, der ihr besonders gefiel, brach sie in neue stürmische „Hoch's" aus. Da konnte wohl die herrliche Gestalt des jungen Hauptmanns, welchen ein Orden schmückte und der einen feurigen Hengst ritt, der besonderen Beachtung nicht entgehen. Man hatte bald erfahren, daß es Herr von Rüdehart, der Sohn des

Ministers sei, ein stolzer junger Mann, welcher die Standeserhöhung seines Vaters (der Baron geworden war) nicht hatte theilen mögen, weil er sich Alles selbst verdienen wollte.

„Nun, Verdienste hat Der im Kriege sich wohl genug erworben", hieß es, und der junge Hauptmann mußte manches Lob mit anhören, das ringsum in der Menge über ihn geäußert wurde. Sein Gesicht ward darum nicht freundlicher, und selbst auf die Hochrufe, die ihm persönlich galten, gab er nur einen ernsten militärischen Gruß zurück.

Endlich war der Einzug zu Ende, und die Freunde begaben sich nach Kleindorf. Hauptmann von Rüdehart trat jetzt aus seinem zurückhaltenden Wesen heraus und wendete sein Augenmerk dem ganz veränderten Aussehen der Oertlichkeit zu.

„Höre, Henry, ich finde mich hier kaum noch zurecht: Die Eisenbahnlinie an Kleindorf vorbei! Ihr Halteplatz vor dem Felsenhause! Ringsum stattliche Häuser und Villen! Und Du ein gemachter Mann, ein hochangesehener Bürger der Stadt, die man kein Städtchen mehr nennen kann. Wer uns das vor neun Jahren gesagt hätte! Damals, als ich im Wald Komödie spielte und Du nicht wußtest, was Du

von mir denken, ich nicht, wie ich es mit Dir halten sollte!"

Henry Holders lächelte:

„Daß es mir so gut geworden, danke ich Dir, lieber Egbert!"

„Mir? Du spottest wohl! was hätte ich denn für Dich gethan, nachdem das Einzige, was wir eingeleitet, erfolglos geblieben? Die verlorene Tasche hat sich ja nicht wiedergefunden."

„Du warst mein erster, einziger Freund, Egbert, Du glaubtest an meinen traurigen Verlust, obgleich Du von der Welt genug wußtest, um mir zu rathen, ich möchte der Sache gegen keinen andern Erwähnung thun, weil mich Jedermann für einen jungen Abenteurer halten würde. Auch vergißt Du, Egbert, daß Du Deine Baarschaft mit mir theilen, mit der kleinen Zulage, die Dein Vater Dir gab, mir beistehen wolltest."

„Du nahmst mein Anerbieten ja nicht an!"

„Es bedurfte dieser Unterstützung nicht! Der gute Pfarrer und Herr Starr verschafften mir ein Universitätsstipendium, und meine englischen Stunden ernährten mich reichlich. Seit ich den Doctorshut habe, fällt mir Erfolg und Geld über mein Verdienst und weit über meinen Bedarf in den Schoß. Dennoch, lieber Egbert,

knüpft sich alles Gute, das mir hier zu Theil ward, zu allererst an die Begegnung mit Dir. Ohne den Halt und die Anregung, welche Du mir gabst, wäre ich hilflos zu Grunde gegangen."

Egbert widersprach nicht mehr. Man konnte in seinen Zügen lesen, wie wohl ihm die Mittheilung des Freundes that. Als der Zug hielt, stand Herr Starr auf der obersten Stufe der Steintreppe, um seinen neuen Gast zu begrüßen. Der aber zuckte schmerzlich zusammen und sagte:

„Die steile Treppe hatte ich vergessen, Henry, die komme ich nicht mehr hinauf!"

„Das sollst Du auch nicht, Egbert! — Dank der Güte des Herrn Starr, der Dir seinen Pavillon einräumt." Dabei richtete der Gerichtsrath einen so innig dankenden Blick auf den Felsenwirth, daß dieser sichtlich davon bewegt wurde.

„Kommen Sie nur dort um die Ecke herum, meine Herren", sagte der Felsenwirth, „ich erwarte Sie mit dem Abendbrod."

„Um die Ecke herum war ja, wenn ich nicht irre, der furchtbare Wasserwirbel in der düsteren Felsvertiefung, wo die Tochter des Felsenwirths —"

„Laß das, Egbert! Wir sprechen von der Geschichte

ein ander Mal. Jetzt schau Dir das Werk von Menschenhänden an, welches hier der Natur eines ihrer Nachtstücke entriß, um es in ein heiteres Bild zu verwandeln."

Egbert sah, wie man den Raum für den Schienenweg dem wilden Felsen abgerungen hatte. Wie der schäumende Wasserschlund mit Erde ausgefüllt und überbrückt worden war. Ein Bahnwächterhaus lehnte sich an den Brückendamm, ein Blumengärtchen umrahmte es, und links drängte sich die gewonnene Fläche an die Seitenmauer des Starr'schen Hauses. Von der Terrasse führte ein sanft abfallender Weg zwischen Gesträuch und jungen Baumpflanzungen bis zu dem neuerbauten, auf Steinpfeilern ruhenden Garten-Pavillon, der nun Egbert's Wohnung sein sollte. Man hatte nur sechs niedrige Stufen zu steigen, um auf den Erdhügel zu gelangen, der den Pavillon trug. Im Innern desselben fand Egbert ein geräumiges, mit aller Bequemlichkeit eingerichtetes Wohnzimmer, ein Schlafgemach und eine Kammer für seinen Diener. Aus den Fenstern des Schlafzimmers konnte er zu dem Erkerfenster hinaufschauen, welches Henry bewohnte, auch ließ sich von hier aus ohne Anstrengung die Terrasse und hinter dem Felsenhause der unverändert gebliebene Lindenplatz erreichen.

Der Felsenwirth überließ die Freunde sehr bald sich selbst. Egbert machte sich's auf einem Ruhebette bequem, und Henry rückte seinen Stuhl nahe heran, um sich recht an dem lang entbehrten Anblick seines Freundes zu weiden. Auch Egbert ließ zuerst die Blicke über Henry Holder's Gestalt und Antlitz gleiten. Aber er sagte nichts; es war, als fiele ihm das Reden schwer.

„Du bist müde, Egbert, zwei Stunden zu Pferd —"

„O! die thaten mir nichts! Reiten könnt' ich den ganzen Tag, nur das Sehen und Gesehenwerden spannte mich so ab!"

„Ist es möglich! Dich? Haben wir denn die Rollen getauscht?"

„Ich glaube es fast! Du bist noch immer zart, aber nicht mehr schwach. Ich bin äußerlich ein Athlet, wie mein Vater, und auch kräftig genug, wenn's gilt, aber — doch nicht mehr so stark wie früher. Seit meiner schweren Krankheit weiß ich auch, was Nerven sind. — Nun, vielleicht thut die Urlaubszeit Wunder an mir."

„Wie, Egbert, kaum angekommen, willst Du schon wieder fort?"

„Fort? Wer sagt das?"

„Du sprichst von Urlaub, und den bringst Du doch gewiß im Elternhause zu?"

„Gewiß nicht! Du weist ja, daß mein Vater sehr ungnädig gegen mich ist, seit ich die Zumuthung zurückwies, mich an die Felsenburgerin verheirathen zu lassen. Sonderbar genug ist's, daß er mir noch darob zürnt, obgleich die Gründe, welche vor drei Jahren seinen Wunsch bestimmten, jetzt weggefallen sind. Durch diese Heirath wollte er die aristokratische Partei wieder an sich ziehen. Jetzt ist sie gänzlich abgefallen, und die politischen Gegensätze sind in persönlichen Haß umgeschlagen. Er braucht diese Partei nicht mehr! über ihre Köpfe hinweg kann er thun und lassen, was er will, weil alle anderen Parteien ihn stützen. — Woher nun jetzt noch der Groll gegen mich? — Er empfing mich in der Residenz wie einen Knaben, der die Ruthe verdient, nicht wie einen Mann, der sein Leben für das Vaterland einsetzte. Kaum wagte es die Mutter, mir in seiner Gegenwart ein gutes Wort zu sagen. Wir schieden ohne Abschied, und wer weiß, ob nicht für immer."

„Egbert! Egbert! So bitter sprichst Du von Deinem Vater! von dem Manne, den unser Fürst am höchsten ehrt, und dem das ganze Land huldigt?!"

„Es ist ein Unglück, der Sohn eines solchen Mannes zu sein! — doch wozu noch viel Worte. Du weißt ja das Alles, Henry! aus dem end-

losen Briefe, den ich Dir vor etwa vierzehn Tagen schrieb."

„Den empfing ich leider nicht, Egbert. Ich war ohne alle Nachricht von Dir seit dem Telegramm, das mir Euren Aufbruch aus Feindesland meldete, bis zu den wenigen Zeilen, die mich beauftragten, Dir in Kleindorf eine Wohnung zu miethen."

„Das ist ja über alle Maßen fatal!" rief Egbert, dessen Gereiztheit und Bitterkeit nun zusehends stieg.

„Wenn Du wüßtest, Egbert, mit wie schwerer Sorge, mich Deine langsame Genesung erfüllte, und wie sehr ich Dir damals einen lieben Freund wünschte, um Dir in Feindesland tröstend und helfend zur Seite zu stehen."

„Dir lag wohl wenig daran, mein einziger Freund zu bleiben, Henry? Um die Erfahrung wäre ich also auch reicher! — Was nun meine Genesung anlangt, — die ist nur zu rasch erfolgt! Ich wollte die Tage des lebensgefährlichen Wundfiebers hätten zehnmal so lange gedauert."

„Und ich fürchte beinah, Du bist noch krank, Egbert! So aufgeregt war Dein Gemüth damals nicht, als ich Dich in der Zelle des Nonnenklosters aufsuchte, wo die Herren vom rothen Kreuz Dich untergebracht

hatten. Abgemagert und blaß, das Gesicht durch die Wunde über der Stirn bis zur Unkenntlichkeit entstellt — so fand ich Dich. Aber in Deinen Augen lag ein Schimmer von Zufriedenheit und Seligkeit; Du warst sanft und geduldig wie ein frommes Kind, während —"

„— ich jetzt, wo bis auf die kleine Fußwunde Alles wieder heil ist an mir, reizbar und unliebenswürdig bin! — Verdammt, daß der Brief verloren gehen mußte! Ich hatte in einer Anwandlung unsagbarer Zärtlichkeit für Dich, alter Junge, eine ganze Nacht daran geschrieben und mein Herz ausgeschüttet. Vielleicht hätte dieser Brief aufgeklärt, was jetzt in meinem Wesen Dir unverständlich ist! Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! — — Du bist ein Mann geworden, Henry, mir scheint, ein ganzer Mann! aber — Du bist leidenschaftslos. Du sprichst von einer Theilung der Freundschaft, wie man ein Glas Wasser oder ein Stück Brod theilt. Wenn es nicht gegen das Gesetz wäre, ich glaube, Du theiltest ganz ruhig Deine Frau mit einem Andern. Aber Du hast ja keine Frau! Warum heirathest Du nicht? Man grüßt Dich rechts, man grüßt Dich links; Dein Buch hat Dir einen Namen in der Gelehrtenwelt gemacht. Sogar mein Vater nahm sich die Zeit, es zu lesen. Dir ist eine glänzende Laufbahn so gewiß, wie jetzt die blasse

Mondsichel dort drüben über dem zerhackten gelben Erdreich steht, das vor neun Jahren Wald war. Heirathe, Henry! Ein so tugendreicher junger Mann sollte es sich zur Pflicht machen, eine Familie zu gründen. Die Welt braucht gute Beispiele, soll nicht alle Moral und alles Glück aus ihr verschwinden. Ich lasse mich dann pensioniren und ziehe zu Dir, um Gevatter zu stehen und die Kinder zu schaukeln."

Egbert ließ sich auf das Ruhebett zurückfallen und zog den kranken Fuß etwas herauf, um ihn dann sogleich hastig wieder von sich zu strecken. Das schmerzte. Er biß sich in die Lippen und schloß die Augen. Henry blieb still sitzen und betrachtete ihn.

„Du denkst wohl, daß ich schlafe?"

„Nein, im Schlaf würden Deine Züge ruhig werden, denn Du würdest schöne Träume haben."

„Woher weiß Du das?"

„Wenn ich Dir antwortete „aus Büchern," würdest Du lachen; und sagte ich „aus eigener Erfahrung," würdest Du auch lachen. Darum frage lieber Dich selbst, ob ich Recht habe."

„Auf das Träumen verstandest Du Dich immer. Ich pflegte sonst keine Träume zu haben."

„Auch jetzt hast Du wohl nur einen Traum. Und

den hattest Du mir gewiß in jenem Briefe ausführlich beschrieben! Schade um die Mühe; ihn zu errathen, braucht man wohl kein Prophet zu sein!" —

Das Gespräch stockte einen Augenblick. Draußen verdichtete sich der Nebel, das Licht der Laternen von der Bahn warf einen matten Schimmer durch die Fenster, und drinnen machte das Kaminfeuer, welches Herr Starr sorgsam angeschürt hatte, ehe er ging, das Zimmer recht traulich.

Egbert unterbrach das kurze Schweigen.

„Mich verlangt aber nun von Dir zu hören, Henry! Sag', bist Du zufrieden und glücklich?"

„Wie sollte ich es nicht sein? Habe ich nicht einen schönen Beruf, ein ehrenvolles Amt? — Meine Zeit ist zwischen der Arbeit auf dem Gericht und zu Hause getheilt. Die Thätigkeit erfüllt mich mit Genugthuung, und mir vergeht ein Tag wie der andere, in stiller Zufriedenheit."

„Du hast Dich auch über den Verlust der wichtigen Papiere beruhigt, welche in jener verlorenen Reisetasche enthalten waren?"

„Was würde mir die fortgesetzte Unruhe helfen?"

„Ich meine, ob Dein Herz nie von dem Verlangen gequält wird, das Geheimniß zu kennen, welches sie bar-

gen, und welches gewiß mit Deiner Geburt, mit Deinen Eltern zusammenhängt?"

„Wie viel tausend Kinder werden verwaist in die weite Welt hinaus gestoßen und müssen ein Dasein in Armuth und Elend ertragen! Mir ist der Segen einer achtbaren Stellung und eine Heimath, mir sind liebe Bekannte — und ein Freund vom Himmel beschieden worden!"

„Du fühlst Dich wirklich heimisch hier?"

„So heimisch, als ob mein Fuß nie einen andern Boden betreten hätte!"

„O, das freut mich, Henry! Und mehr noch freut es mich, Dich so fest, so mit Dir selbst und mit der Welt im Klaren zu finden! Ja! ja! Wir haben die Rollen getauscht! — Der elternlose schwache Knabe, auf den ich mit so selbstbewußtem Mitleid herab sah, steigt aus eigener Kraft Sprosse um Sprosse auf der Lebensleiter empor — der einzige Sohn des Ministers — —"

Egbert schaute in's Kaminfeuer, wo der Holzstoß zusammengefallen war. Von den hell auflodernden Flammen waren nur noch Flämmchen übrig geblieben, die über die Gluth hinflackerten. Er lächelte bitter und schloß die Augen.

„Bald," murmelte er, „werden auch die Flämmchen verschwunden sein! und nach einer Weile wird die Gluth zu Asche."

Henry verwandte kein Auge von ihm, vermied aber nach einigem Besinnen, auf diese halblaut hingeworfenen Worte einzugehen.

„In diesem Augenblick, mein theurer Freund,“ sagte er, „ist mir klarer als Dir selbst, wie es um den Sohn des Ministers stand, und wie es um ihn steht. — Als wir einander zuerst begegneten, und auch damals noch, als wir in dem Zeitraum zwischen den beiden großen Kriegen ein flüchtiges Wiedersehen in der Residenz feierten, war Alles in Dir in vollster Gährung. Der stolze Jüngling hatte die ersten Lorbeeren gepflückt, und der Name des Vaters leuchtete in seine Seele hinein. Was er errungen, erschien ihm wie nichts, verglichen mit dem, was er erstrebte. Sein Ehrgeiz steckte ihm die Ziele des Lebens hoch und in die Ferne. Vorwärts! in rasender Eile vorwärts! war sein Wahlspruch. So fand ihn der zweite Krieg. So stürzte er, von Wunden bedeckt, ein Sterbender, auf den blutigen Boden des Schlachtfeldes hin.“

Henry hielt inne, Egbert hatte sich halb aufgerichtet; auf den rechten gestützt, vorgebeugt, schien er, der Gegenwart vergessend, der Stimme zu lauschen, die wie aus der Vergangenheit und Ferne zu ihm herübertönte. Henry zweifelte nicht mehr, daß er auf richtiger Fährte war und fuhr leise fort:

„Der Fieberkranke hat zuweilen lichte Augenblicke, wo die Schmerzen einschlummern und das Bewußtsein erwacht. Da fällt in den ersten Blick der lange wie von Nacht umhüllten Augen — ein Engelsangesicht. Eine herrliche Gestalt beugt sich über das Lager, schöne Hände rücken sanft das Kissen zurecht, und eine Stimme, wie aus einer andern bessern Welt spricht ein Wort des Trostes. Dieser Anblick, diese Berührung, diese Stimme erwecken Körper und Seele zugleich. Alles Leiden ist vergessen, nein, es wird zur Wonne — und zwischen namenloser Angst und namenlosem Entzücken gesteht der Kranke sich selbst, was er ihr nicht gestehen darf: Daß er sie liebt! Sie — die vielleicht —."

„Nein, die gewiß für ihn verloren ist! ... — die wahrscheinlich — nein gewiß — gezwungen worden ist, den Schleier zu nehmen! Die Nonne — die ein Afterglaube die Braut Gottes nennt!"

Egbert war aufgesprungen und fuhr in leidenschaftlichem Tone fort:

„Und dennoch habe ich sie gesucht, nur Gott weiß wie! — Morgens hoffend, — Abends verzweifelnd! Hätte ich sie gefunden, Henry — wer weiß, wie es geworden wäre! Ich hätte ihr das wahnsinnige Unrecht klar gemacht, das ihr Nonnenschleier an ihr — an mir — an

der Natur verübt! Sie hätte mir geglaubt — sie hätte mich — geliebt. — —" Er griff nach seiner Mütze. „Ich muß in's Freie, Henry!"

Wir müssen Beide zum Abendbrod gehen, Egbert! Und ich muß Dich bitten, freundlich — und theilnehmend zu sein, damit der Felsenwirth, der uns so gefällig war, Dein Schweigen nicht mißdeute. Du weißt ja, daß Niemand durch Stolz schneller verletzt wird — als die Stolzen."

10.

Großvater und Enkelin.

Der erste Schneesturm tobte durch's Gebirge. Der Novemberwind, der ihn am Allerseelentage mitgebracht hatte, heulte um die Felsenburg, Fenster und Thüren suchend, durch die er hätte in's Innere dringen können. Er fand Alles fest verschlossen und wohl verwahrt. Der Haushofmeister war ja auf seinem Posten. Und nahm der alte Mann jetzt auch doppelt so viel auf seine Schultern, als ihm von seinem gnädigen Herrn in den Tagen des rüstigen Lebensalters jemals zugemuthet worden war, so geschah doch Alles wie zur Zeit, wo er nicht selbst Hand anzulegen brauchte, sondern nur einer Schaar von Dienern zu befehlen und ihr Thun und Lassen zu überwachen hatte.

Diese Dienerschaar war sehr zusammengeschmolzen. Einen jungen Lakaien ausgenommen, welcher hier den

vornehmen Dienst erlernen wollte, um dann in der Residenz in einem Hause der Geldaristokratie sein Glück zu machen, bestand sie jetzt nur aus vier alten Halbinvaliden, von denen Jeder unter Herrn Joseph's Anleitung, und nach seinem Beispiel zwei bis drei Dienstzweige versah.

Auf der Felsenburg hatte sich gar Vieles geändert! Wie viel, das wußte Niemand besser als Joseph, der mit allen Verhältnissen vertraut, in Alles eingeweiht, und mit Allem alt geworden war.

Auch der große Saal hatte ein ganz verändertes Aussehen.

Schlichten Ansprüchen, denen die Räume des Hauses die liebsten sind, wo für behagliches Zusammensitzen der Familie am Kamin oder sonst in einer gemüthlichen Ecke gesorgt ist, entsprach er jetzt vielleicht mehr als ehedem. Bei näherem Zusehen konnte dieses Behagen jedoch nur durch den unharmonischen Hintergrund von schadhaft ewordene n Resten früherer Pracht leicht gestört werden.

Durch fortgesetzte kleine Nachhilfe hätte dem Verfall wohlweislich vorgebeugt werden können. Des alten Freiherrn Absicht war es aber gewesen, Tapeten und Bilderrahmen, Möbel und Glaskronen, Fußteppiche und Fenstervorhänge ganz neu anfertigen zu lassen. Der Mangel an ausreichenden Mitteln hatte ihn daran gehindert. Und

so waren die Gewebe verblaßt und fadenscheinig, Holzwerk, Vergoldung und Glaswerk aber wurmstichig, abgewetzt und angebrochen.

Jetzt vermied es der alte Herr, davon zu sprechen; kam es aber doch dazu, so blieb er, jeder weiteren Erörterung vorbeugend, kurz und scharf, bei dem früher Gesagten.

Seit vier Jahren hatte er das Schloß nicht verlassen, selbst die Reise zu seinen Kindern war unterblieben. Seit zwei Jahren betrat sein Fuß außer diesem Saal und den daran anstoßenden, zu seiner Bequemlichkeit eingerichteten Gemächern keinen anderen Raum des Schlosses mehr.

So hatte denn Joseph nach eigenem Ermessen das Beste für seinen Gebieter hier zusammengestellt. Und da seinem Thun kein Einspruch geschah, der Freiherr vielmehr die Aeußerung hinwarf, „seinen halb erblindeten Augen sei es am zuträglichsten, wenn sie immer auf denselben Gegenständen ruhen könnten,“ so fühlte der treue Diener sein Herz von der Angst befreit, es würde sein wohlgemeintes Schalten den gnädigen Herrn erzürnen oder — schmerzen.

Die Last dessen, was er aus demselben Grunde verschweigen oder bemänteln zu müssen glaubte, fing bereits

an, dem alten treuen Diener zu schwer zu werden, — als ihm von einer Seite, wo er es am wenigsten erwartet hätte, Hilfe zukam.

Vor etwa sechs Wochen war an einem Octobermorgen der berittene Postbote von H. dem Schlosse zugesprengt. Joseph, der Gedanken und Augen stets überall hatte, ging dem heute sehr Eiligen entgegen, um ihm seine Botschaft abzunehmen. Es war eine aus T. vorausgeschickte telegraphische Depesche, welche dem alten Freiherrn meldete, daß die Ankunft seiner Tochter und seiner Enkelin, sammt Dienerschaft und Gepäck, mit dem Abendzuge desselben Tages bevorstünde. —

Wie sehr der alte Herr sich nach den Seinen gesehnt haben mußte, obgleich er ihrer eben in diesem letzten Jahre nie Erwägung that, verrieth jetzt die tiefe Bewegung, mit der er die Depesche durchlas. Das Blatt bebte in seinen Händen, und er mußte zweimal die Brille und die Augen trocknen, ehe er mit dem kurzen Inhalt zu Stande kam. Dann befahl er seinem Haushofmeister mit einem Tone, so munter und so klar, wie Dieser ihn der Stimme seines gnädigen Herrn gar nicht mehr zugetraut hatte:

„Du läßt die zwei Postzüge vor die zwei viersitzigen Glaswagen spannen, um die Herrschaften abzuholen!“

Joseph sah erschrocken zur Erde. Der zweite Postzug war längst verkauft, und der eine der Glaswagen stand auf drei Rädern in dem Schuppen. Aber Joseph besann sich und ging. Es mußte Rath geschafft werden. Wie oft hatte Joseph schon Rath geschafft, um seinem geliebten Herrn einen Verdruß zu ersparen; wie sollte er es diesmal nicht thun, wo es galt, ihm eine Freude nicht zu verkümmern. Besuche und Freuden waren jetzt ja eine große Seltenheit auf dem Schlosse!

Seit jener überraschenden Ankunft der Baronin, bis zu dem heutigen Tage, — wo der Novembersturm um das Schloß heulte, waren sechs Wochen vergangen. Gute Wochen für den alten Haushofmeister, obgleich es ihm nicht entging, daß der plötzliche Entschluß der Familie Heinrich von Fels, den Winter auf der Felsenburg zuzubringen, nicht aus erfreulichen Ursachen entsprungen war.

Daß Freuden, die man allein genießt, nur halbe Freuden sind, davon mochte der alte Joseph wohl nichts mehr wissen; es war ja so lange her, daß er sich nicht mehr hatte freuen können! Um so lebhafter kam es ihm jetzt zum Bewußtsein, wie die Last der Sorge kaum halb so schwer wiegt, wenn ein Anderer sie uns tragen hilft.

Und wer der Andere ist, und wie er hilft, das fällt dann auch noch in's Gewicht.

Dem alten Freiherrn merkte man es nach der ersten Ueberraschung kaum an, ob auch sein schwerer Sinn leichter geworden war, seit Paula im Schlosse zu schalten und zu walten begann. Die Augen des alten Herrn waren ja sehr schwach. Er sah vielleicht nicht einmal genau, was aus seiner Enkelin geworden war und wie recht er auch darin gehabt, als er dem unschönen und ungeschlachten Enkelkinde diese Entwickelung prophezeite. Seit ihrem vierzehnten Jahr hatte er sie nicht gesehen.

Von Geschäften überbürdet, war es dem Vater unmöglich geworden, Paula's Ausbildung zu überwachen. Baronin Renate war zu sehr Weltdame, um für ihre Tochter eine andere Erziehung nöthig zu erachten, als wie sie ihr selbst als Kind zu Theil geworden war Dem Versuche ihres Gatten, über Paula's Eigenart mit ihr in's Klare zu kommen, setzte sie in ihrer feinen Weise, und mit dem, wie ihr schien, durch glänzende Erfolge gerechtfertigten Selbstbewußtsein die Frage entgegen: „Ob es ihm nicht genügen würde, wenn die Erziehung ihrer Tochter so ausfiele, wie ihre eigene?"

Darauf ließ sich nichts erwidern, als eine der vielen artigen Redensarten, welche Heinrich von Fels für seine Gattin stets bereit hatte, und die sie von ihm noch lieber als von Anderen hörte.

Einige Zeit nachher kam Heinrich auf sein Vorhaben zurück. Er suchte zu einer ungewohnten Vormittagsstunde seine Renate auf und fand sie beim Anprobiren ihrer neuesten Hofkleider. Sie war darob nicht ärgerlich, wenn sie auch die Ueberraschte spielte. Ihm paßte diese Ueberraschung vortrefflich, obgleich er Miene machte, sich zurückzuziehen. Renate ließ das nicht zu, sondern führte ihn in ihr Cabinet, und er leitete seine Eröffnung mit einigen Worten der Bewunderung ihres Geschmacks und ihrer Schönheit ein. Zwischen den Depeschen, welche auf ihn, und den Modistinnen, welche auf sie warteten, sah jetzt Baronin Renate die Nothwendigkeit sogleich ein, ihre Tochter aus dem Hause zu geben. Daß der Vater die Stunden, in denen er diese Trennung von dem geliebten Kinde vorbereitete, dem Schlafe abgerungen, der ohnehin ein seltener und rasch entfliehender Gast bei ihm war; das wußte die noch immer schöne und graziöse Mutter der noch immer häßlichen und ungraziösen Paula nicht.

Die Frau, welcher Baron Heinrich sein Kleinod anvertraute, war die Schwester seiner Mutter. Sie lebte in Süddeutschland, auf dem Lande zwar, doch so, daß aus der nicht weit entfernten Universitätsstadt die besten Lehrer für Paula gewonnen werden konnten.

Fünf Jahre brachte diese dort zu. Erst vor einem Jahre hatte der Vater sein Kind sich wieder holen können.

Inzwischen war Europa in seinen Fugen erbebt, der Sturmschritt eiserner Bataillone hatte im Westen den Nimbus von Jahrhunderten in den Staub getreten. — — — —

Jetzt war sie also hier auf der Felsenburg, die aus der rauhen Muschel gehobene Perle!

Der alte Freiherr stellte die Schachfiguren auf und sah nach der Mittelthüre des Saales hin, durch welche Paula herein kommen mußte. Von der anderen Seite des Kamins saß in halbliegender Stellung auf einem Langstuhl, die Füße mit einem indischen Shawl bedeckt, die Baronin. Auf einem kleinen Tische ihr zu Häupten lag aufgeschlagen der neueste französische Roman, sie wartete, um zu lesen, das Erscheinen ihrer Tochter ab, weil dann für die Unterhaltung des alten Herrn gesorgt war.

An das untere Ende des großen Tisches, welcher die Mitte des Platzes vor dem Kamin einnahm, waren noch mehrere niedrige Armstühle im Halbkreis herangerückt. Das Feuer brannte lustig und verbreitete eine behagliche Wärme; auch fehlte der blaue Schirm nicht, die Augen des alten Herrn vor den Flammen zu schützen.

Die Baronin unterdrückte nur mühsam das Gähnen und beschränkte sich darauf, zu antworten, wenn ihr Vater um etwas fragte. Es war ihm in früherer Zeit niemals aufgefallen, daß seine schöne Tochter nur von den tausend kleinen Nichts mit Meisterschaft zu sprechen wußte, welche das Alpha und Omega der großen Gesellschaft bilden. Jetzt verdroß ihn leicht etwas, und diese kleine Wahrnehmung mehr als manches Andere.

„Ich fürchte, Renate," sagte er herbe, „der Winter hier wird Dir nicht wenig Langeweile verursachen; denn auf Besuche darfst Du nicht rechnen."

Die Baronin nannte einige Familien, darunter Verwandte, die sonst Winter und Sommer auf ihren Landsitzen in der Nachbarschaft zugebracht hatten.

„O, von diesen Allen läßt sich keiner hier sehen! Die Einen nicht, weil sie der Partei den Rücken gekehrt haben, die jetzt — wie die Zeitungen berichten — allen Credit verloren hat; die Anderen nicht, weil sie schwankend geworden sind, und wohl nächstens auch dem „Fingerzeig der großen Zeit" — nachgeben und abfallen werden. Ich bitte Dich, Renate, was sollen sie hier? Man kann jetzt durch glückliche Speculation über Nacht Millionär — (freilich auch ein Schurke oder ein Bettler) — werden. Was hat man da noch nöthig,

einem grämlichen alten Sonderling seine Reverenz zu machen, der — wie sie meinen — allen Einfluß bei Hofe verloren hat, und dessen Person und Name verschollen sind?"

Die Baronin sann auf eine passende Antwort. Aber woher sollte sie eine nehmen, da sie über diese Dinge niemals nachgedacht, und immer nur mit einem freundlichen Schein von Aufmerksamkeit, niemals mit ihren Gedanken dabei gewesen war, wenn sie in ihrer Anwesenheit besprochen wurden.

„Und wer ist Schuld daran, daß es so kam?" fuhr der alte Herr in gereiztem Tone fort. — Wer anders als Heinrich! Nicht genug, daß er mich bestimmte, den Mann zu stützen, der jetzt über unsere Köpfe weg den Fürsten und das Land beherrscht; zu stützen — statt zu stürzen, was damals noch möglich gewesen wäre! nicht genug, daß er uns in die Falle führte; der feine Diplomat merkte gar nicht, oder wollte in seinem Freundschaftsdusel nicht bemerken, in welcher brutalen Weise wir genarrt wurden, bis sein Halbgott am entgegengesetzten Ziele angelangt war, und den Standpunkt, von welchem er — als Einer der Unsern — ausgegangen war, gänzlich aufgegeben hatte. Und anstatt mit aller Energie den Moment festzuhalten, wo unsere Partei noch

nicht in sich zerfallen ist, wo sein Ruf genügt hätte, sie fester als je zusammenzukitten, hält er das schlau berechnete Vorgehen des Ministers für eine momentane Uebereilung, und warnt ihn in zärtlichen Briefen, — — mit denen Jener höhnend seine Cigarre ansteckt"

Der alte Herr hatte sich nach jahrelangem Schweigen und Vorsichhinbrüten jetzt so in Eifer geredet, daß er sich von seinem Armstuhl erhob und nach seinem Stock griff, um sich im Saal Bewegung zu machen und aufzuathmen. Daß er nicht drei Schritte ohne Gichtschmerzen gehen konnte, und sehr bald zu seinem Sitz zurückkehren mußte, verbesserte seine Laune nicht. Und als Paula jetzt mit dem Schlage der eilften Stunde pünktlich wie immer hereintrat, fiel ihm beim Anblick der hohen Gestalt des jungen Mädchens, welche mit der Würde und dem Anstand einer Königin auf ihn zukam, gerade das ein, was jüngst seinen Stolz am schwersten getroffen hatte.

„So weit mußte all' die giftige Saat gedeihen, daß ein Rüdehart, der Sohn dieses Mannes, es wagen konnte, eine Fels von der Felsenburg, meine Enkelin — zu verschmähen!"

„O Großpapa! Manche Dinge erscheinen im falschen Lichte, wenn man sie nicht genau in's Auge faßt.

Wenn Du gestattest, daß ich Dir den Brief des jungen Mannes vorlese, so wirst Du sehen, daß hier keine Beleidigung von seiner Seite vorliegt. Er bittet mich in dem Briefe nur, für den Fall, daß sein Vater um meine Hand für ihn anhalten sollte, den Antrag zurückzuweisen. „Er lebe der festen Ueberzeugung," so schreibt er, „daß ich ihn tief beklagen würde, wenn ich wüßte, welches Spiel das Schicksal mit ihm treibt." In Alledem liegt keine Beleidigung, mein theurer Großpapa!"

Ernst und gehalten klang ihre Rede, und als ob jedes weitere Wort über diesen Gegenstand ein Zeitverlust wäre, so schnell ging sie zu einem andern über.

„Mama, da ist ein Brief von Karl aus dem Cadettencorps! an mich gerichtet, ich blickte aber nur flüchtig hinein, um ihn mit Euch zu lesen. So viel ich ersah, sind die Censuren diesmal gut. Wir Geschwister machen Beide unseren Weg langsam. Ich lernte im fünfzehnten Jahre erst gehen, stehen und sitzen, wie sich's gehört. Ihm geht erst jetzt über das Lesen, Schreiben und Rechnen ein Licht auf. Darum kann er doch bis zum zwanzigsten Jahre ein halber Gelehrter werden. Nicht wahr, Großpapa?"

„Wie Du eine ganze Schönheit geworden bist!" entgegnete der alte Freiherr und zog sein Sammtkäppchen

vom kahlen Scheitel, so galant, wie er es je zur Zeit der eigenen Unwiderstehlichkeit gegen all' die Damen gewesen war, für die sein Herz in Einer Stunde glühte und verglühte.

Paula küßte dem Großpapa die Hand und las den Brief vor, den die Baronin dann nochmals für sich allein durchflog, ehe sie nach ihrem französischen Roman griff. Der alte Freiherr und seine Enkelin vertieften sich in ihre Schachpartie.

Paula spielte gut. Es freute den alten Herrn, daß sie mit besonnener Aufmerksamkeit jeden Zug verfolgte, und daß er ihr gegenüber sehr auf seiner Hut sein mußte. Je schwerer sie es ihm machte, um so größer war für ihn der Triumph seines schließlichen Sieges, den er natürlich nie ihrer Absicht, sondern stets der eigenen Meisterschaft zuschrieb.

Die Familienscene im Saale bot ein schönes Charakterbild.

Aus dem Halbdunkel, in welches der trübe Novembertag den großen Saal gefüllt hatte, hob sich nur der vom Kaminfeuer beleuchtete engere Raum heraus. Die Gestalt der Baronin im prächtigen Morgengewande, nachlässig hingegossen, das welke Gesicht mit dem schlaffen Ausdruck der Langeweile über das Buch gebeugt, bildete

darin den Hintergrund. Welch' ein Contrast zwischen ihr und den beiden Gestalten, die vor ihr saßen. In deren Zügen war Alles Leben und aus dem Innern heraustretende Bewegung, während doch kein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde, und man überhaupt im Saale nichts hörte, als das träge Umwenden der Blätter in dem Buche und zuweilen ein Geräusch beim Bewegen der Schachfiguren. Das Feuer brannte hell fort, ohne zu knistern, und in dem Sturm draußen war eine Pause eingetreten.

In jugendlicher Fülle und Schlankheit harmonisch entwickelt, überragte Paula's Gestalt bei dem schönsten Ebenmaß der Glieder die mittlere Frauengröße. Doch war es besonders das edelgeformte Haupt, das sie so hoch und frei aufrecht trug, und eine in diesem Alter nicht gewöhnliche Würde in Haltung und Geberde, was sie so groß erscheinen ließ. Auch in den Zügen, welche, in's Weibliche übertragen, die unverkennbarste Aehnlichkeit mit ihrem Vater zeigten, lag ein so gemessener Ernst, daß man darüber ihrer Jugend, und des Reizes vergaß, den diese auf Wangen und Lippen gehaucht und in die ganze herrliche Erscheinung gelegt hatte. Die Farbe ihrer Haut war nicht von dem rosig durchschimmerten Weiß, welches die Nordländerinnen für das Schönste

halten; sie hatte vielmehr etwas von dem wärmeren Ton des Südens, für den die Künstler schwärmen, vielleicht weil er von äußerer Beleuchtung und innerer Bewegung abhängiger und deshalb schwerer wiederzugeben ist.

Der Mode entgegen trug sie nur das eigene Haar. In natürlichen Wellen von bläulich glänzendem Schwarz hob es sich etwas über Stirn und Schläfe hinauf und war dann in einer reichen Flechte wie eine Krone aufgesteckt, die manchmal von einem schmalen goldenen Reifen, gewöhnlich, und so auch heut von einem blauen Bande umgeben war. So liebte es der Vater, und zeigte sich peinlich in der Wahl des Bandes, das durchaus die Farbe ihrer Augen haben sollte, welche tiefblau, wie der Himmel Italiens, hinter ihren langen schwarzen Wimpern lagen. Auch über dem eng anliegenden schwarzen Seidenkleide trug sie als einzigen Schmuck um den Hals ein blaues Band mit dem Miniaturbilde ihres Vaters.

Hätte ein Maler das Bild des jungen Mädchens in diesem Augenblicke festhalten wollen, so wäre ihm nicht entgangen, daß der Ausdruck, welcher eben in Paula's Züge trat, mit der Pause zusammenhing, die der Novembersturm draußen machte.

„Gardez la reine!“ rief plötzlich der alte Freiherr.

„Du bist abwesend mein Kind! Das war schon der zweite ganz gedankenlose Zug, den Du machtest!"

„Entschuldige Großpapa! Mir war's, als hörte ich einen Wagen über den Hof fahren."

„So! — Du sehnst Dich also auch nach Gesellschaft?"

„Nein, Großpapa! Aber mein Vater —"

„Kann noch lange nicht kommen. Was fällt Dir ein, Kind! — Der Fürst hat Deinen Vater so plötzlich von seinem bisherigen Posten abberufen, daß ihm nur die kürzeste Frist zum Abschluß der laufenden Geschäfte und zur Auflösung seines Haushaltes blieb. Das kann nur geschehen sein, weil inzwischen ein anderer Posten wichtiger geworden ist, und Se. Hoheit meinen Schwiegersohn dahin zu beordern gedenkt. Dein Vater ist, wie uns sein Telegramm meldete, erst seit fünf Tagen in der Residenz, und wird wenigstens drei Wochen brauchen, ehe er sich mit den neuen Geschäften vertraut macht. . . . Und dann — wer weiß, von welcher Tragweite seine Privataudienz beim Fürsten sein wird. Ich hoffe, er wird jetzt mit den Aufklärungen nicht mehr zurückhalten, die Niemand besser als er seiner Hoheit geben kann. Sein Wort — und mein Brief! — Der alte Herr machte einen raschen Zug auf dem Schachbrett und rief:

„Wenn das den Herrn Minister nicht so matt setzt, wie ich Dich hier in dieser Partie.“ — —

„Großpapa,“ sagte Paula sehr ernst, „vergiß nicht, was ich Dir am Tage unserer Ankunft im Auftrage meines Vaters berichtet habe: daß seine Abberufung einer Ungnade sehr ähnlich sah.“

„Die Anschauungen Deines Vaters hängen zu sehr von seiner Stimmung und diese wieder zu sehr von seinem Schlaf und von seinen Nerven ab, als daß man sich auf sie verlassen könnte.“

„Großpapa — der Fürst —“

„— Ist alt geworden! und wenn man alt wird, vergißt man so manches! . . Aber — wie die Felse von der Felsenburg es mit ihrem angestammten Herrn und seiner Krone meinen, und welcher Treue er sich bei uns zu versehen hat — das — vergißt — mein Fürst — nicht!“

„Wenn er Dich in diesem Augenblick sehen könnte, müßte er daran denken, mein theurer Großpapa! Aber — verhüllt doch oft eine finstere Wolke die Sonne so, daß wir kaum noch glauben können, daß sie da ist. . . .“

Der Freiherr schob das Tischchen mit dem Schachbrett von sich und nahm seine Brille ab, wodurch er freilich nicht erreichte, was er wollte: das Gesicht seiner Enkelin fester in's Auge zu fassen.

„Weißt Du etwas besonderes?“

Schwer wurde ihm die Frage, welche sie mit Absicht veranlaßt hatte; schwerer war ihr die Antwort, die sie nun geben mußte.

„Großpapa — in der Zeitung, die heute Morgen ankam, steht: Der von seinem Posten abberufene Freiherr Heinrich Fels von der Felsenburg meldete sich gestern zur Privataudienz beim Fürsten, wurde jedoch nicht vorgelassen. Als er hierauf bei dem Herrn General von Rüdehart vorfuhr, um sich eine Erklärung auszubitten, ließ dieser ihn eine geraume Weile antichambriren und ihm dann durch seinen Secretär Herrn von Friedrich den Bescheid geben:

„Des Herrn Ministers Excellenz habe mit den öffentlichen Angelegenheiten so viel zu thun, daß ihm für Privatangelegenheiten keine Zeit übrig bleibe!“

„Das ist nicht wahr! Das kann nicht wahr sein!“

Paula stand nun neben dem Lehnstuhl ihres Großvaters und legte ihren Arm um seinen Hals, so daß sein schneeweißes Haupt an ihrer Brust ruhte.

„Das Alles kann sich wieder aufklären, Großpapa! Jetzt müssen wir daran denken, daß wir es tragen, wie es uns geziemt.“

Durch die matten Augen des Greises zuckte etwas

wie stolze Freude über diese Worte seines Enkelkindes; dann aber glitt sein Blick nach dem Langstuhl hinüber, als wollte er sagen: „aber Deine Mutter, wie wird sie es aufnehmen.“

Paula verstand die stumme Frage. „Sie schläft,“ sagte sie mit merklich kühlem Ton.

„Ja — sie kann ruhen, während Du mich so beunruhigst, böses Kind!“

„Sage: vorbereitest!“ entgegnete Paula mit fester Stimme. „Denn ich höre die Flurthür zum Vorzimmer öffnen.“

Sie lauschte einen Moment, dann beugte sie sich nochmals über den alten Herrn:

„So schwer wie sein Schritt, ist sein Herz — Großpapa — mache Du es ihm nicht noch schwerer!“ so flüsterte sie und eilte dem Kommenden entgegen.

Joseph öffnete die Flügelthüre. Er wußte noch nicht, um was es sich handelte, aber ihn rührte das furchtbar veränderte Aussehen des Barons, und die sprachlose Bewegung, mit der er seine Tochter an sich drückte. In den Augen des alten Dieners glänzten Thränen, als er die Thüre leise wieder schloß.

Nicht so der alte Freiherr! Er war zu tief verstimmt gegen den Schwiegersohn, dessen Verblendung

über den Charakter und die Absichten Rüdehart's er alles Unheil zuschrieb, welches, nach seinem Dafürhalten, über die Adelspartei und über sein eigenes Haus gekommen war. Keine Macht der Erde hätte dem trotzigen Greis ein Wort des Willkomms für Heinrich von Fels abringen können.

Als dieser am Arm der Tochter zögernden Schrittes nahe kam, erwachte Renate und erhob sich mit einiger Ueberraschung, um den Gatten zu begrüßen. Sie schien verwundert, als er sie, den üblichen Handkuß vergessend, auf die Stirn küßte.

Paula rückte für ihren Vater einen Armstuhl zurecht, dessen Lehne er aber nur ergriff, um die eine Hand darauf zu stützen.

„Nun," fragte der alte Herr mit eisigem Ton, „was bringst Du uns?"

Wie mußten Zorn und Schmerz in der Brust dieses Mannes, der sich wie kaum ein Anderer zu beherrschen wußte, gewühlt haben, daß diese Frage in diesem Ton ihn zum Ueberwallen brachte.

„Mein ungehörtes Wort und Ihren ungelesenen Brief bringe ich, Herr Reichsbaron!" rief er, die gebeugte Gestalt mit leidenschaftlicher Kraft hoch aufrichtend, in so stolzem Ton, daß Renate erschrocken und der Greis

erstaunt zu ihm aufblickten. So hatte man ihn nie gesehen; so hatte man sich ihn nicht denken können.

Im nächsten Augenblick zog er sich zurück. Er war Tag und Nacht gefahren und bedurfte der Ruhe.

„Er ist doch auch ein echter Fels! Ich hätt' es nicht gedacht!" murmelte der alte Freiherr ihm nachblickend.

Es imponirte ihm.

11.

Heinrich von Fels und der Staatsanwalt.

Joseph stand vor einer angelehnten Tapetenthüre und horchte. Ueber eine Weile kam Paula heraus und schloß die Thür leise.

„Mein Vater schläft, und wird nach mehreren Stunden ruhigen Schlafes für längere Zeit gekräftigt erwachen.“

„Gott geb's!“ entgegnete der alte Haushofmeister, die gefalteten Hände gegen die Brust pressend: „Das war eine schreckliche Nacht!“

„Wäre der Krampf nicht um so Vieles heftiger aufgetreten als sonst, hätte ich Sie nicht zu Hilfe gerufen, guter Joseph.“

„Se. Excellenz wurde also nicht zum ersten Male von diesen furchtbaren Nervenzuständen befallen?“

„Nein, Joseph! Mein theurer Vater leidet seit vielen Jahren daran. Er hat aber sonst diese bösen Nächte

hinter verschlossenen Thüren allein durchgekämpft. Erst seit einem Jahre habe ich die Symptome des Leidens aus dem Ausdruck seiner Züge erkennen gelernt und eile ihm beizustehen."

„O, mein Gott! mein Gott! ... Jetzt begreife ich, weshalb Sie, gnädigste Baronesse, so fest darauf bestanden, daß diese entlegenen Gemächer für Se. Excellenz eingerichtet wurden, und weshab nie ein Diener in des Herrn Barons unmittelbarer Nähe untergebracht werden darf."

Paula legte die Hand auf den Arm des Alten und sagte, ihn fest anblickend, mit eindringlicher Betonung:

„Sehen Sie, Joseph! Helfen kann hier nur Zeit und Ruhe — vor Allem Seelenruhe, die meinem Vater leider durchaus fehlt. Das sagten ihm bedeutende Aerzte, an die er sich schriftlich wandte, ohne seinen Namen zu nennen. Das hat er auch in den besten Büchern gelesen, welche dieses Leiden behandeln. Es giebt nur Mittel, die es augenblicklich lindern und dann wohlthätigen Schlaf erzeugen. — Diese Mittel hat er stets zur Hand, und ich weiß, wie sie angewendet werden müssen. ... Ist es unter solchen Umständen nicht besser, wenn Mama und Großpapa, und besonders die Welt, nichts davon erfahren? Wie könnte es aber verschwiegen bleiben, sobald

der erste beste Diener in Mitwissenschaft gezogen würde?... Sie, Joseph! konnte ich schon längst nicht mehr als bloßen Diener betrachten; seit dieser Nacht sehe ich in Ihnen den ältesten und bewährtesten Freund unseres Hauses."

„O, gnädigste Baronesse!" rief der alte Mann, in tiefstem Herzen bewegt, und wollte Paula's Hand an seine Lippen drücken.

„Nicht doch, Joseph! Ich weiß nur zu gut, wie treu Sie zu uns gestanden haben, und hoffe, daß Sie auch weiter getreulich zu uns halten werden."

„Das werd' ich, was die Zukunft auch immer bringen möge, bis an mein Ende!"

„Auf der Thurmuhr schlägt es vier! Sie sind vor Mitternacht aus dem ersten Schlaf geweckt worden und bedürfen jetzt der Ruhe, Joseph!"

„Wenn ich nicht die Papiere Sr. Excellenz in Sicherheit weiß, würde mich die Sorge doch nicht schlafen lassen. — O, gnädige Baronesse — lassen Sie uns die Briefmappe von braunem Maroquin heraussuchen, welche Se. Excellenz mitten in den heftigsten Nervenzufällen wiederholt verlangte. Sie ist mit dem Buchstaben R. bezeichnet, und die Briefschaften, welche sie enthält, sind gewiß von der größten Wichtigkeit. Im Augenblick der Ankunft befahl der Herr Baron, daß das ganze Reise-

gepäck in sein Arbeitszimmer gebracht werde. Zu mir aber sagte er leise: „Haben Sie ein Auge auf den schwarzen Handkoffer und schließen Sie die Thüre ab, sobald die Sachen untergebracht sind.“ Dort in der Ecke steht der schwarze Koffer. Wahrscheinlich befindet sich die braune Mappe darin.“

„Es wird wohl so sein, Joseph!“

„Und auf dem Schreibtisch sah ich vorhin die Schlüssel.“

„Sie liegen hier neben der Lampe.“

„Dann will ich sogleich den Koffer öffnen, und Sie, gnädigste Baronesse, nehmen die Mappe heraus und verwahren sie, wo keines Menschen Vermuthung hingeräth.“

„Joseph — ohne meines Vaters ausdrücklichen Befehl —“

„Se. Excellenz werden davon in Kenntniß gesetzt, sobald sie aus dem wohlthätigen Schlafe erwachen.“

„Bis dahin hat ja auch die Sache Zeit, Joseph.“

„Wer weiß!“

„Was befürchten Sie?“

„Eine Haussuchung, gnädigste Baronesse.“

„Wo denken Sie hin, Joseph! -- Auf der Felsenburg — unter dem Dache meines Großvaters?“

Trotz dieses Widerspruches wehrte Paula dem Alten

nicht, als er die Lampe vom Tische nahm, sie auf den Fußboden neben den schwarzen Koffer stellte, und dann die Schlüssel probte, bis er den rechten fand. Schwere Gedanken lagerten auf der edlen Stirn des jungen Mädchens, während der Deckel des Koffers aufsprang, und Joseph die weißen Tücher wegnahm, welche die obenaufliegende Galauniform ihres Vaters bedeckten. Als Kind waren die goldenen Stickereien an derselben ihr Entzücken gewesen. Jetzt fiel ihr nur das stählerne R. einer Maroquin-Mappe in's Auge, welche hinter ihr zum Vorschein kam. Die schweren Gedanken hatten in einem Wort Ausdruck gefunden.

„Rüdehart!“ murmelte Paula, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, neigte sie sich herab, um die Mappe herauszunehmen. Joseph schloß den Koffer wieder, nicht ohne vorher Alles weislich so geordnet zu haben, als wäre nichts herausgenommen worden. Er legte auch die Schlüssel wieder so nachlässig auf den Schreibtisch hin, wie sie vorher dort gelegen hatten.

Paula blieb noch einen Moment an der Tapetenthüre stehen. Sie hörte die gleichmäßigen Athemzüge des Schlafenden. Dann reichte sie dem alten Haushofmeister die Hand, und Beide verließen das Gemach. Er leuchtete ihr durch den langen Gang, an all' den Zimmern

vorbei, die in vergangener Zeit so viele Gäste beherbergt hatten, bis zur Haupttreppe, welche hinab nach den jetzt von der Familie bewohnten Räumen führte. Dort brannte die ganze Nacht eine Ampel in dem Verbindungsgange. Sie war noch nicht erloschen. Alles schlief. Die Thurmuhr verkündete die fünfte Morgenstunde, als Paula unbemerkt ihr Zimmer erreichte.

Später als sonst wurde es heut Tag im Schlosse, vielleicht weil es außerhalb so gar nicht Tag werden wollte. Ein entgegengesetzter Wind hatte den Schneesturm von gestern verjagt und die Flocken, die er hingeworfen, in moorfarbenes Wasser aufgelöst. Es lief die Dachrinnen entlang und stürzte in die Marmorbecken herab, welche am Fuß der Mauerecken angebracht waren. Das hörte man, denn zu sehen war nichts als die Nebelschichten, die, aus den Thalgründen heraufsteigend, die vereinsamte Felsenburg wie in ein graugelbes, feuchtes Leichentuch hüllten

Vereinsamt ja! und auch verarmt war sie, wenn man den Maaßstab des einstmaligen Besitzes an den, der noch übrig war, legen wollte.

Niemand konnte dem alten Freiherrn nachsagen, er

sei im eigentlichen Sinn ein Verschwender gewesen. Aber er hatte groß gelebt, hatte seiner Tochter den reichsten Zuschuß zu dem Haushalte der Gesandtschaft gegeben, von dem er, weit mehr als sein Schwiegersohn, verlangte, daß er an Glanz mit den Gesandten der großen Höfe wetteifern sollte. Baronin Renate hatte fabelhafte Summen für ihren Putz verbraucht und auch am Spieltisch lange mit Leidenschaft als gleichgültig Verlierende von sich reden gemacht.

Der alte Freiherr war aber vor Allem in der Heimath der Wohlthäter des ganzen Landstrichs gewesen, und hatte er sich für den Höchstgestellten gehalten, so hatte er auch stets als solcher gewirkt. Auf der Felsenburg war Herz, Ohr und Beutel offen gewesen für die wirkliche Armuth, wie für den aufstrebenden Fleiß. . . . Noch während der beiden großen Kriege stand der Name Karl Heinrich Fels von der Felsenburg überall an der Spitze, wo es galt Wunden zu heilen, Trost und Hülfe zu spenden, obgleich die Veränderungen schon im Gange waren, die seinen tief wurzelnden Ueberzeugungen zuwider liefen.

Von den Umwälzungen wurde der Alte zugleich persönlich und in seinem Vermögen auf das Empfindlichste getroffen. Der Waldproceß machte den Anfang.

Er faßte ihn als den ersten feindseligen Schritt auf, der gegen ihn geschah, und vertheidigte seinen bisherigen Besitz durch alle Instanzen und mit allen Rechtsmitteln. Die ungeheuren Kosten waren jedoch vergeblich aufgewandt, der Verlust des schönsten und werthvollsten Theiles seiner Besitzungen war nicht abzuwenden.

Der himmelschreiende Undank der Stadt T. . . ., welcher nach der Ansicht des alten Herrn sich in diesem Proceß auf's Grellste zeigte, erbitterte ihn so sehr, daß er derselben den Ehrenbürgerbrief zurückschickte, seine Theilnahme an allen ihren Vereinen und öffentlichen Anstalten aufgab, sich jeden Besuch von dorther verbat und seinen Fuß nicht mehr auf ihr Gebiet setzte.

Und doch war der Waldproceß nur das Vorspiel zu vielen anderen Schädigungen und Kränkungen, welche ihn von da ab in seiner Stellung als Grundbesitzer trafen. Die neuen, ihm so verhaßten Gesetze spielten dabei die Hauptrolle.

So kündigte Kleindorf, das sein Augapfel gewesen war, bei dem nächsten Erneuerungs-Termin gewisse Erbpachtverträge und erhob auf Grund der neuen Gesetze, welche solche veraltete, wenn auch durch Gewohnheit geheiligte Verbände als feudale Einrichtungen lösten, weitreichende Eigenthumsansprüche.

Allen Uebrigen voran stand mit seinen Forderungen — Gotthelf Starr. Wie flammte der alte Freiherr auf! Er wollte sich in neue Processe stürzen, aber sein Rechtsbeistand rieth dringend ab. Der ungünstige Erfolg war fast sicher, und die Geldmittel zur Bestreitung der Kosten fehlten. Kleindorf war bereit zum Vergleich und konnte die Abfindungssumme in dem kürzesten Termine zahlen. Der Freiherr ließ das Unvermeidliche lautlos über sich ergehen, aber von da ab kamen die Namen Kleindorf und Starr nie mehr über seine Lippen.

Die Felsenburg unterhielt auch keinen Caplan mehr. Die schöne Capelle war geschlossen, und nur von Zeit zu Zeit ließ der Freiherr durch den Hilfsgeistlichen von H. bei verschlossenen Thüren eine stille Messe lesen. Er saß dann in seinem Chorstuhle oben in der vergitterten Familienloge allein; und unten im Schiff der Kirche, das sonst nicht Raum gehabt hatte für alle zuströmenden Besucher, kniete der kleine Rest der einst so zahlreichen Dienerschaar.

Ein solcher Gottesdienst fand heute in der Capelle statt. Es war der Todestag der Gemahlin des Freiherrn, dessen er nie vergaß. Und heute nahm er nicht allein in seiner Loge Platz. Seine Tochter, seine Enkelin und sein Schwiegersohn waren bei ihm. Auch

unten in der Kirche füllten sich mehrere Bänke, da ja zu der Schloßdienerschaft die des Barons und der Baronin hinzugekommen war.

Joseph trug das Gebetbuch und unterstützte seinen Gebieter, der sich heute noch langsamer als sonst fortbewegte.

„Wir haben die Zeit verschlafen, Alter! Der geistliche Herr wartet wohl schon lange?“

„Eine Weile, Excellenz.“

„Der Hochwürdige frühstückt und speist mit uns. Diener und Tisch halbe Gala, Joseph.“

„Zu Befehl, Excellenz.“

Der Freiherr und Joseph hatten nun die Thür der Capellenloge erreicht, und der erstere blieb stehen, um sich zu sammeln. Als er dann eintrat, erhoben sich sein Schwiegersohn und seine Tochter von ihren Betstühlen, um ihn zu begrüßen. Er wollte nach Paula fragen. Da hallten feierliche Orgeltöne durch die heiligen Räume, und ihm war, als schicke sein Enkelkind auf den Engelsschwingen dieser Töne die Weihe versöhnender Gefühle in sein erkaltetes Herz. Er sank in seinen erhöhten Sitz zurück, faltete die Hände und neigte das Haupt. So saß er noch, als die letzten Accorde, leise verklingend, wie der zitternde Aushauch einer Klage sein in Andacht lauschendes Ohr berührten.

Paula kam herein und kniete zwischen ihn und ihren Vater hin. Der Priester stieg die Treppe zur Kanzel hinauf.

Erst als er sich nach leisem Gebet erhob und mit tief bewegter Stimme den Text seiner Predigt verkündigte, richtete auch der Greis das gesenkte Haupt empor. Er konnte die Züge des Geistlichen nicht unterscheiden — wie hätten die halb erblindeten Augen das vermocht? Aber er erkannte alsbald, daß es nicht die Stimme des Kaplans von H., sondern die des Pfarrers von Kleindorf war, welche so eindringlich die Worte sprach:

„Wenn Deine Bedrängniß am höchsten ist, beuge Dich in Demuth und rufe den Herrn an; denn, glaube mir, niemals ist er Dir näher gewesen!"

Ohne jeden Redeschmuck, einfach und kurz entwickelte der alte Pfarrer den Sinn seines Textes. „Wie kein Mensch das Recht habe, darauf zu rechnen, daß er von irdischer Bedrängniß unberührt bleibe und wie Gott oft gerade Diejenigen besonders heimsuche, die viel Gutes im Leben gestiftet haben. . . . Solchen leuchtet erst das rechte Licht, wenn sie in der Stunde der Trübsal beweisen, daß sie nicht auf den Dank der Menschen, nicht auf die Ehre vor der Welt gerechnet, sondern das Gute um des Guten Willen gethan haben. — Wer sich aber

einer großen Sünde bewußt ist, dem kann die irdische Bedrängniß zum Mittel der Sühne werden. Von irdischen Höhen herabgestoßen, von der Stimme der Welt verurtheilt, kann er, innerlich geläutert, die unsichtbare Höhe erreichen, auf der die reinsten Menschen dem Herrn am nächsten stehen. Es kann Gott auch gefallen, ein junges Herz einer schweren Prüfung zu unterwerfen und mit einer großen Lebensaufgabe zu betrauen. Heil und Segen diesem Herzen, wenn es die Aufgabe wie ein Gnadengeschenk des Herrn entgegen nimmt und ohne Zagen und Wanken den Blick nach oben gerichtet, darin ausharrt. Denn so wählt der Herr seine Engel auf Erden!"

Fast athemlos hatte Paula diesem letzten Theil der Rede gelauscht. Als sie jetzt den Blick auf den ehrwürdigen Redner richtete, sah sie es deutlich, daß seine milden Augen auf ihrem Angesicht ruhten.

Und wie er nun die Hände erhob, um den Segen zu spenden, war es ihr wieder, als gälte es ganz besonders ihr .... Sie mußte aber nun nochmals nach dem Orgelchor gehen, um die Messe zu begleiten. Gern hätte sie, ehe sie die Loge verließ, ein Wort zu ihrem Vater gesprochen; doch ihr fehlte, — sie wußte nicht weshalb — der Muth, ihn anzublicken. Noch bleicher

und noch ernster als sonst saß er da. Es war, als ob auch er dem Blick des geliebten Kindes auswiche.

Wo hatte denn dieses Kind die Meisterschaft im Orgelspiel her? Dem alten Freiherrn dünkte er habe nie vorher in seiner Capelle die Messe von so herrlichem Orgelspiel begleitet gehört.

Eine halbe Stunde nach der kirchlichen Feier versammelte sich die Familie im Saal.

Der alte Freiherr erschien zuerst. Denn Heinrich von Fels war gegangen, seine Gemahlin aus ihren Gemächern abzuholen. Er that dies nicht nur, weil sie an diese Aufmerksamkeit von seiner Seite gewöhnt war, sondern heut besonders auch deshalb, weil er mit seinem Schwiegervater nicht allein sein wollte.

Zuletzt führte Paula den Pfarrer herein.

Die Diener gingen ab und zu, mit dem Frühstückstisch beschäftigt. Der Haushofmeister stand an der Thüre. Eine äußerst förmliche Begrüßung nahm ihren üblichen Verlauf. Dann bot der alte Freiherr dem Gast den ihm zunächst stehenden Sitz an.

„Wir können doch darauf rechnen, daß Sie auch zu Mittag hier bleiben, Hochwürden!“ sagte er im Tone herablassender Freundlichkeit.

„Das Frühstück nehme ich dankbar an, Excellenz.

Für die gütige Einladung zu Mittag muß ich ergebenst danken, Frau Ulrike hat heut einen ihrer ruhelosen Tage, und da ist es gut, wenn ich nicht allzulange fortbleibe."

„Frau Ulrike?" fragte die Baronin; „lebt das komische kleine Dämchen noch?"

„Sie lebt jetzt unter meinem Dache gnädigste Frau Baronin."

„So! weshalb denn? Papa hatte doch sehr anständig für die kleine Wittwe seines Forstbeamten gesorgt."

„Gewiß, gnädigste Frau! Aber ihre theilweise Geistesstörung machte die Einsamkeit zur Gefahr für sie. Der Arzt erklärte eines Tages, man thäte besser, sie unter Aufsicht zu bringen. Ich aber fühlte, daß es in einem Irrenhause mit der Aermsten weit schlimmer werden müßte, da sie, *eine* fixe Idee ausgenommen, durchaus klar, und in ihrem Betragen sanft und anständig ist. Und so geschah's, daß sie meine Hausgenossin wurde."

„Sehr menschenfreundlich von Ihnen, Hochwürden!" warf hier der alte Freiher scharf dazwischen, „doch scheint mir, es wäre eher des — *Bruders* Pflicht gewesen, eine verlassene, kranke Schwester zu sich zu nehmen, als die Ihrige."

„Ein Haus, in dem so viele Fremde verkehren und wo so wenig Ruhe ist, Excellenz", entgegnete der Pfarrer ausweichend, „wäre kein passender Aufenthalt für Frau Ulrike."

„Es stand ganz in Starr's Belieben, die nächste Pflicht der Blutsverwandschaft zu üben, statt sein altes Haus durch einen Umbau in ein modernes Hotel zu verwandeln. Aber der Hochmuthsteufel läßt diese kleinen Leute nicht ruhen!"

„Sünden, wie Tugenden fragen nicht nach dem Stammbaum, Excellenz! Wo sich ihnen ein Herz öffnet, sei's in der Hütte, sei's im Palast, dort ziehen sie ein.. Nun möchte ich am allerwenigsten behaupten, daß Gotthelf Starr, neben seinen bedeutenden Eigenschaften, nicht auch von der Erbsünde des Hochmuths sein Theil abbekommen habe. Zu dem Neubau aber hat ihn sein übermäßiger Drang nach Thätigkeit getrieben. Diese rastlose Thätigkeit ist für ihn ein Segen; denn auch er lief Gefahr, sich in einen qualvollen Gedanken zu vertiefen, wie seine gemüthskranke Schwester und der Melancholie anheim zu fallen."

Hier gab der alte Freiher dem Gespräch plötzlich eine andere Wendung, indem er eine Frage an den Pfarrer richtete, welche ihn offenbar die ganze Zeit über

beschäftigt hatte. Nur durch die Anwesenheit der Diener war er bisher verhindert worden, sie auszusprechen.

„Nun sagen Sie mir aber, Hochwürden, welchem — erfreulichen Zufall — ich heute das — seit Jahren entbehrte — Vergnügen Ihres Zuspruchs verdanke.“

Die Betonung der Worte bekundete nichts weniger als Vergnügen, war vielmehr recht unfreundlich; was selbst der Baronin auffiel und die feine Weltdame in ihr in Verlegenheit setzte, während Paula das Benehmen ihres Großvaters gegen den würdigen alten Geistlichen, zu dem sie sich sehr hingezogen fühlte, gleich einem Weh empfand, das man ihr selbst zufügte.

Die Antwort des Pfarrers verrieth keine Verletztheit.

„Auf der Felsenburg ein Fremdling zu sein und und ihr fern bleiben zu müssen, war für mich schmerzlich, Excellenz! Denn nie habe ich aufgehört, Ihnen dankbar zu sein für die Wohlthaten, die Sie meinem armen Bruder, und folglich mir selbst erwiesen haben. Ich kam nicht herauf, weil mir Eure Excellenz geradezu die Thüre gewiesen haben an dem Tage, wo ich es für meine Pflicht hielt, Ihnen Vorstellungen gegen die Erneuerung des Waldprocesses zn machen.“

„Mir von Jemand, auf dessen Parteinahme für

mich ich rechnen zu können glaubte, sagen zu lassen, daß ich den Proceß verlieren müsse —"

„Es war die Wahrheit, Excellenz!"

„Das konnten Sie nicht wissen!"

„Ich wußte es, denn ich kannte den jungen Mann genau, der die Sache der Stadt T. vertrat. Deshalb sagte ich Euer Excellenz: Herr Holders würde nun und nimmer den Proceß gegen Sie führen, wenn er nicht nach genauester Prüfung die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß Sie im Unrecht sind. Herr Holders ist die Wahrheit und Gerechtigkeit selbst."

„Was kümmert mich dieser Fremde, Herr Pfarrer, für den meine Feinde schwärmen, und den der Herr Minister, — welcher uns so oft mit irgend etwas überrascht, — vor Kurzem zum Staatsanwalt ernennen ließ! Sie haben sich doch bei diesem Wetter nicht nach dem einsamen Schloß des verschollenen alten Reichsunmittelbaren auf den Weg gemacht, um mir die Rechtsanschauungen dieses jungen Mannes wieder anzuempfehlen?"

„Ich müßte mich meiner weißen Haare und des Amtes, das Gott mir anvertraut hat, schämen, wenn ich im Stande wäre, den geringsten meiner Mitmenschen in unliebsamer Absicht aufzusuchen. Wie sollte ich in

dieses Schloß in anderer als in der besten Absicht eintreten? Persönliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit steigern hier ja die Gesinnungen christlicher Liebe, welche mein Amt mir mehr als Andern zur Pflicht macht."

Es lag etwas so unbeschreiblich Mildes und dabei doch so Würdevolles in der Art, wie der alte Pfarrer dem ungeeigneten Betragen des hartnäckigen stolzen Greises begegnete, daß es auf alle Anwesenden und im tiefsten Innern vielleicht auf diesen selbst großen Eindruck machte. Paula, welche es am wenigsten wagen konnte, in irgend einer Weise sich gegen ihren Großvater aufzulehnen, litt eben deshalb am Meisten darunter.

Heinrich von Fels blätterte in einem Album.

Der Pfarrer nahm nach einer Pause wieder das Wort:

„Excellenz! ich bin gekommen, weil ich erfahren habe, daß Ihr stolzes Herz in der Person Ihres Herrn Schwiegersohnes eine neue Verletzung erlitten hat." Er hielt inne, es war, als stocke ihm der Athem, und sichtlich schwer wurde es ihm, von Paula's erschrockenem Aufblick getroffen, fortzufahren: „Ich wollte den Versuch wagen, Ihnen wieder näher zu treten, Excellenz! . . . Erfahrungen machen das Alter ahnungsvoll . . . Ich dachte: wer weiß, ob es dabei sein Bewenden behält —

ob Gott die Felsenburg nicht noch weiter mit Schmerz heimsucht — — da wiegt dann ein Freund schwer im Gewicht. Excellenz könnten Deren noch viele haben — Bedeutendere und Angesehenere — aber Sie wollen ja nicht! . . Nun weiß ich aber, daß der Wohlthäter meines Bruders, wenn auch stolz und unbeugsam, wie nur noch Einer von denen, die ich kenne, doch groß und edel wie kein Anderer ist. — Darum lassen Sie mich — was auch geschehe — als Freund zu Ihnen stehen!"

Aus Paula's Wangen war alle Farbe gewichen. — Regungslos saß sie da, doch konnte man aus ihren Augen, welche fest auf den Zügen des Pfarrers hafteten, die furchtbare Erregtheit ihres Innern wahrnehmen.

Heinrich von Fels blätterte nicht mehr in dem Buche, seine Hand lag jetzt schwer darauf, und wider Willen zog es auch seinen Blick nach den Pfarrer hin.

Der alte Herr hatte wieder den Schirm von den Augen genommen, um besser zu sehen. Er konnte diesen Versuch, obwohl er vergeblich war, noch immer nicht lassen.

Der Baronin war der Faden des Gesprächs längst verloren gegangen, und sie begriff die stumme pathetische Scene nicht. Es widersprach aber ihrem gesellschaftlichen Takt, das Gespräch so lange ruhen zu lassen, und

deshalb beeilte sie sich, es wieder in Gang zu bringen. Das einfachste Mittel schien ihr eine Frage an den Pfarrer. Die that sie denn auch mit voller Unbefangenheit.

„Was bringen Sie uns sonst für Neuigkeiten, Hochwürden?“

Paula erröthete; Baron Heinrich zuckte die Achseln; der alte Freiherr bedeckte die Augen wieder mit dem Schirm. Die unheimliche Spannung wäre damit gelöst gewesen, hätte der Pfarrer sie nicht durch seine Antwort mit augenscheinlicher Absicht aufrecht erhalten.

„Angenehm sind die Neuigkeiten nicht, welche seit einigen Wochen die Stadt — und ich kann wohl sagen, die ganze nähere Umgegend beschäftigen. Sie haben sogar in den letzten Tagen eine — sehr ernste und beunruhigende Gestalt angenommen.“

„Ach! lassen Sie doch hören!“ sagte die Baronin.

„Des Adlerwirths Vetter und Nachbar, dem es ehedem nicht eben glänzend erging, hat sich in den letzten Jahren durch Speculationen aller Art emporgeschwungen und hat dann ein Auge auf das Besitzthum des Adlerwirths geworfen, auf welches er Ansprüche zu haben behauptet. Ein von ihm bestochener Advocat sollte den Nachweis führen; und der Schein sprach in der That dafür. Doch Herr Holders erkannte und verfocht

des Adlerwirths gutes Recht und gewann den Proceß. Die Sache machte zur Zeit großes Aufsehen, auch wurde bald darauf der junge Advocat als Gerichtsrath beim Stadtgericht angestellt. Jener Vetter ward seitdem zum erbitterten Feind des Adlerwirths und sagte endlich vor Gericht über ihn aus, daß er bei der Rebellion im Jahre 18** betheiligt und möglicherweise bei einem Raubmorde mit im Spiele gewesen sei. Die Aussage war so belastend, daß der Adlerwirth gefänglich eingezogen und sein Wirthsgeschäft gesperrt wurde. In dem Hause sitzt jetzt die Untersuchungscommission.

„Was ein halbes Menschenalter mit Vergessenheit bedeckte, wird wieder aufgewühlt, Lebendigen und Todten wird nachgeforscht! — Der Arm der Justiz darf ja nicht ruhen, wo es sich um so schwere Verbrechen handelt. — — — — — — Ueberall ist man betroffen und aufgeregt, denn Keiner weiß, ob er nicht auch bald vorgeladen wird, um Aussagen über längstvergangene Dinge zu machen, welche er oft nur vom Hörensagen kennt; oder um Zeugniß gegen Personen abzulegen, die ihm nahe stehen. Die Gerechtigkeit kennt ja keine Rücksicht gegen Verwandtschaft und Freundschaft, sie macht keine Standesunterschiede. . . . Wie weit diese Untersuchung führen wird — weiß Gott —!“

Während der Pfarrer die letzten Worte sprach, wurde im Vorzimmer die Flurenthür geöffnet — und wieder geschlossen.

Paula erkannte Joseph's Gang. Ihr war aber, als brauche er mehr Zeit als sonst, um an die Saalthüre zu gelangen, und als er sie erreicht hatte, schien er noch zögernd draußen still zu stehen.

Der alte Freiherr und Baron Heinrich saßen so, daß sie der Thür den Rücken wandten; Paula und der Pfarrer hatten sie im Angesicht.

Endlich trat Joseph herein. Ein Blick auf den Alten sagte Paula, daß seine Befürchtungen nur zu begründet waren.

„Der Herr Staatsanwalt Holders aus T. . . . wünscht mit Sr. Excellenz dem Herrn Baron zu sprechen."

Schon stand Paula neben dem Vater, und während sie seine Stirne küßte, was sie öfters zu thun pflegte, flüsterte sie nur für ihn hörbar:

„Die braune Mappe ist geborgen!"

Den alten Freiherrn aber machte der aufgestachelte Stolz Gicht- und Gliederschmerzen vergessen. Plötzlich stand er aufrecht vor seinem Stuhle und rief mit so lauter und scharfer Stimme, daß man es im Vorzimmer hören mußte:

„Sage dem Herrn Staatsanwalt — Joseph, daß mein Schwiegersohn aus dem Staatsdienst ausgeschieden ist, und mit den Beamten des Herrn Ministers nichts mehr zu thun hat. . . . Nicht von der Stelle, Heinrich! Hier bin ich Herr!“

„Mein Vater! — Sie und ich sind Unterthanen Sr. Hoheit des Fürsten, in dessen Namen das Gesetz gehandhabt wird. Es ist meine Pflicht, den Diener des Gesetzes zu empfangen.“

„Dann mag der Herr Staatsanwalt sich hier herein bemühen! Ich habe als Haupt der Familie das erste Recht zu wissen, was in meinem Hause vorgeht. — — Es scheint heut ein Tag der ungebetenen Gäste zu sein.“ Damit nahm der alte Herr in stolzester Haltung seinen Sitz wieder ein.

Auf den alten Pfarrer machte der Schlußsatz keinen Eindruck. In tiefer Bewegung stellte er sich neben den Armstuhl des alten Freiherrn, während Paula mit richtigem Tact neben ihre Mutter hintrat, die sich nun auch in voller Würde von ihrem Sitz erhoben hatte.

Joseph öffnete mit bebender Hand die Thüre und schlich dann hinter den Stuhl seines gnädigen Herrn.

Henry Holders trat ein.

Seine Gestalt war von mittlerer Manneshöhe und

hatte in ihrem Ebenmaß etwas durchaus Edles. Ebenso seine Züge, die man, genau betrachtet, sogar schön nennen konnte. Warum er dennoch den Eindruck eines kleinen Mannes machte, und warum sein Gesicht auf den ersten Blick unbedeutend erschien, wäre schwer zu bestimmen gewesen. Ihm fehlte jede Absicht, sein Aeußeres zur Geltung zu bringen und deshalb auch die Gewandtheit dazu. Der sinnige Knabe war zum sinnenden Gelehrten und Fachmann herangereift und ein gewissenhafter, eifriger Beamter geworden. Henry Holders sah die Welt durch die Lupe der Wissenschaft und durchforschte die Seelen der Menschen mit der Sonde der Pflicht, die er zuerst in die eigene Seele tauchte. Er suchte seine Ideale im Innern und bemerkte nicht, wie viel lieber die Menschen darnach trachten, sich selbst äußerlich als mehr oder weniger gelungene Copien von Schönheitsidealen darzustellen.

Holders Auftreten war der natürliche Ausdruck seines Wesens. Menschen seiner Art wird es nicht übelgenommen, wenn sie an Bekannten vorbeigehen, ohne zu grüßen; man bemerkt dann lächelnd: sie sind zerstreut, oder richtiger: sie sind in sich vertieft.

Was geschah nun dem jungen Beamten, der von dem Ernst seiner Aufgabe durchdrungen, sich ihr im

vollsten Pflichtgefühl jetzt unterzog, daß er sich plötzlich so beklommen fühlte? Konnte es ihn denn überraschen, daß Aller Augen sich auf ihn richteten, als er in den Saal trat? Gewiß nicht! — Weshalb fühlte er dennoch diese Blicke plötzlich wie heiße Tropfen, die, auf sein Herz fallend, zu Eis erstarrten?

Henry Holders, was wankt in Dir: der Mensch? der Richter? oder — der Mann? — Was will den Menschen, den Richter, oder — den Mann in Dir bestechen? — Ich wanke nicht! und nichts soll mich bestechen!

Während er sich so Frag' und Antwort gab, hatte er die Blicke auf den Boden geheftet, — hatten die Anwesenden ihn stumm betrachtet.

Jetzt hob er den klaren Blick der hellbraunen Augen und trat einige Schritte vor.

„Mein Auftrag ist an Se. Excellenz den Herrn Baron Heinrich von Fels gerichtet."

„Der bin ich! . . Wollen Sie sich näher bemühen und Platz nehmen, Herr Staatsanwalt?" — „Was ich zu sagen habe, ist leider der Art, daß ich besser thue, mich nicht im Kreise Derer niederzulassen, denen ich — solches Leid bringe."

„Wollen Sie sich deutlicher aussprechen?"

„Zunächst bin ich beauftragt, Ihre Papiere mit Beschlag zu belegen, Herr Baron.“

„Beauftragt, von wem?“

„Ich werde sogleich Ehre haben, den Befehl des Ministers vorzulegen. Er langte diese Nacht hier an.“

„Mir so zu sagen auf dem Fuße folgend!“ bemerkte Heinrich von Fels mit Bitterkeit.

Der Staatsanwalt verbeugte sich.

„Meine Papiere sind noch in meinen Reisekoffern. Die Schlüssel dazu werden auf meinem Schreibtische liegen.“

„Der Polizeibeamte, der mich begleitet, hat sich bereits seiner Aufgabe unterzogen.“

„Das ging ja schnell, Herr Staatsanwalt! Sind wir damit am Ende?

„Leider nicht! . . Ein zweiter Ministerialbefehl, der diesen Morgen in T . . . eintraf — ordnet ihre Verhaftung an.“

Der alte Freiherr warf die Brille, die er von den Augen gerissen hatte, zur Erde, daß sie in Splitter zerbrach, und stieß die Baronin heftig zurück, welche mit dem Ausruf: „Das gibst Du nicht zu, Papa! Wir gehen zum Fürsten!“ auf ihn zugestürzt war. Joseph weinte; der Pfarrer mahnte sanft zur Ruhe; Paula regte sich nicht.

Heinrich von Fels nahm die beiden Schriftstücke aus den Händen des jungen Beamten, las sie aufmerksam durch, und gab sie dann mit den Worten: „Es ist Alles in Ordnung!" zurück.

Da erhob der alte Freiherr seine Stimme:

„Das Faustrecht scheint ja hier zu Lande wieder zu vollster Blüthe zu kommen! Herr von Rüdehart und seine Kämpen üben sich weidlich darin. Bald wird man die Strolche in den Equipagen und die ehrenwerthen Leute hinter Gitterstäben, Schloß und Riegel aufsuchen müssen."

„Ich muß ergebenst bitten, Excellenz, solche Aeußerungen in meiner Gegenwart zurück zu halten. Ich erfülle hier eine schwere Pflicht und kann es wohl ermessen, wie hart es für Sie ist, meine Anwesenheit ertragen zu müssen. Verunglimpfende Worte helfen aber nicht — und lindern auch das Unglück nicht — Ich fürchte — —"

„Fürchten Sie nichts für uns, junger Mann!" fiel der alte Freiherr ihm stolz in die Rede. — „Ich hoffe, es wird meinem Schwiegersohn, dem Baron Heinrich von Fels, gestattet sein, gegen Caution auf freiem Fuß und im Kreise seiner Familie zu bleiben, bis durch die Untersuchung der Ungrund der Anklage erwiesen ist, deren Gegenstand wir nicht einmal kennen."

„Ich weiß wohl, daß aus Rücksicht auf Euer Excellenz große Verdienste diese Vergünstigung an hoher Stelle leicht würde gewährt worden sein — wenn —," der junge Staatsanwalt hielt inne.

Beinahe jeder der Anwesenden wiederholte dieses „wenn," das so eigenthümlich von seinen Lippen kam.

Der Pfarrer aber faßte Paula's Arm und flüsterte: „Muth, Kind! Gott wird helfen!"

„Sie haben noch etwas zu sagen, mein Herr!" fragte endlich Heinrich von Fels, die peinvolle Stille unterbrechend.

„Ja Herr Baron! . . Ich habe Ihnen zu sagen, daß der Befehl Ihrer Verhaftung von Seiten des Gerichts in T . . . schon ausgefertigt war, als die beiden Ministerialerlässe in rascher Folge dort anlangten."

„Hab' ich auch recht gehört?" rief Heinrich von Fels, „Und wessen bin ich vor Gericht beschuldigt?"

Wieder überkam dem jungen Beamten der schmerzhafte Seelenzustand von vorhin, und diesmal ward er schwerer Herr desselben. Der Baron mußte seine Frage wiederholen. Da raffte Henry Holders sich auf. Die Ueberzeugung, daß er einen Verbrecher vor sich habe, kam über ihn, und ihr entsprach nun auch der feste Ton, mit dem er das Folgende sagte:

„Sie sind angeklagt, in der Nacht vom 12. zum

13. Mai des Jahres 18** im Walde des sogenannten Felsenthorberges an dem Neffen des Herrn Gotthelf Starr — einen Raubmord verübt zu haben."

Ein gellender Aufschrei schallte durch den Saal. Die Baronin war bewußtlos zusammengesunken. Niemand dachte daran, ihr beizustehen. Und wäre sie todt gewesen — war sterben nicht ein Glück in dem Augenblick, wo die unheilsschwangeren Wogen über dem Haupte ihres bleichen Mannes zusammenschlugen, an dem die Augen Aller in namenlosem Entsetzen, die des Staatsanwalts mit durchdringenden Blicken hingen.

Einige todesstille Secunden folgten. — Man hörte die Holzscheite im Kamin mit Geräusch zusammenfallen, und die gleichmäßigen Schritte mehrer Männer durch das Vorgemach an die Saalthür kommen. Diese wurde ohne Umstände geöffnet. Es war der Polizeibeamte mit seinen Wachmännern. Die Schloßdienerschaft stürzte hinter ihnen in das Vorzimmer. Kopf an Kopf drängte sich dort, um in den Saal herein schauen zu können.

„Mein Vater — sprich ein Wort!"

O diese Stimme des geliebten Kindes, wie schneidet sie dem unglückseligen Mann in's Herz! Und doch — wie gibt sie ihn der Gegenwart, von der er so fernab war, mit seinem verzweifelten Denken, so ganz zurück.

Heinrich von Fels richtete sich auf und sah den Staatsanwalt groß an.

„Wollen Sie die Güte haben, mir auch den gerichtlichen Haftsbefehl zu zeigen?"

Schweigend ward ihm das verhängnißvolle Blatt eingehändigt.

„Und wer ist mein Ankläger?"

„Ja — wer — wer wagt es" rief jetzt Paula, überwältigt von ihrem Schmerz „meinen geliebten Vater eines so furchtbaren Verbrechens anzuklagen?"

Henry Holders, erfülle Dich ganz mit der Strenge Deines Berufs! Du hast der strafenden Gerechtigkeit Deinen Arm zu leihen, und nichts darf Dich in der Verfolgung des Verbrechens wankend machen!

„Der diese furchtbare Anklage, auf Grund gewissenhafter Nachforschungen gegen den Baron Heinrich Fels von der Felsenburg erhebt, — kraft seines Amtes als Staatsanwalt erheben muß — bin ich!"

Druck von Theodor Müller in Nordhausen.